

Lehre und Wehre.

Jahrgang 48.

Juli und August 1902.

No. 7. u. 8.

Der Stand der christlichen Kirche am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Siebenter Vortrag.

Die Lehre von der Gnadenwahl.

Welches der Stand der christlichen Erkenntniß in der Kirche sei, tritt auch besonders darin hervor, wie sich die Kirche über die Gnadenwahl ausspricht.

Sie fragen vielleicht: Ist denn die rechte Stellung in dieser Lehre von so großer Wichtigkeit? Ich antworte: Es sind ohne Zweifel viele Menschen selig geworden, die über die Lehre von der ewigen Erwählung nie nachgedacht, ja, die diese Lehre überhaupt gar nicht gekannt haben. Die Lehre von der ewigen Erwählung ist zwar klar in der heiligen Schrift offenbart, und zwar nicht bloß an Einer, sondern an vielen Stellen, wie unser Bekenntniß erinnert.¹⁾ Es ist deshalb auch Gottes Wille, daß die Christen auch diese Lehre erkennen und zur Förderung in der Erkenntniß und zum Trost gebrauchen. Aber wir müssen zugeben, daß das Erkennen dieser Lehre nicht schlechthin zum Seligwerden nöthig ist. Schlechthin nöthig zum Seligwerden ist die Erkenntniß von Sünde und Gnade. Alle, welche Christen sind, haben aus dem Gesetz erkannt, daß sie verdammungswürdige Sünder sind, und glauben auf Grund des Evangeliums, daß sie durch Christum Vergebung der Sünden haben. Dies, und was unmittelbar damit zusammenhängt, erkennen alle Christen. Alle Christen bekennen auch auf Befragen, daß sie den Glauben an Christum sich nicht selbst gegeben haben, sondern daß der Glaube Gottes Gnadengabe sei. Aber daß es eine ewige Erwählung gibt, das heißt, daß Gott schon von Ewigkeit beschlossen habe, ihnen den Glauben zu geben und sie im Glauben zu erhalten — das haben sie nicht aus der Schrift erkannt, wiewohl es die Schrift

1) Concordienformel, Art. XI, S. 704.

so deutlich sagt. Das sind sie auch nicht aus der Schrift gelehrt worden. Ist doch in unserer Zeit die Unwissenheit in Bezug auf die christliche Lehre bei Leuten, denen man das Christenthum nicht absprechen kann, so groß, daß sie es für ein Characteristicum der reformirten Kirche halten, überhaupt eine Lehre von der Erwählung zu haben. Trotz dieser Unwissenheit können sie im Glauben stehen und selig werden, wenn sie das Verdammungsurtheil des Gesetzes an ihrem Herzen erfahren haben und wider dieses Verdammungsurtheil ihre Zuversicht auf Christum, den Heiland der Sünder, setzen.

Dennoch ist die Frage nach der Stellung in der Lehre von der Gnadenwahl überaus wichtig, wenn wir nach dem Stand der geistlichen Erkenntniß in der christlichen Kirche fragen. Wenn in der Kirche die Aufmerksamkeit auf die Lehre von der Gnadenwahl gerichtet wird, wenn in der Kirche ein Streit über diese Lehre ausbricht, dann läßt Gott die einzelnen Seelen und ganze Kirchengemeinschaften ein Examen — ich möchte sagen ein *examen rigorosum* — machen in Bezug auf zwei Punkte: 1. ob man weiß und festhalten will, was Gnade, Gnade in Christo, ist; 2. ob man seinen Glauben wider alle Einreden der menschlichen Vernunft auch einzig und allein auf Gottes Wort gründe. Dr. Göschel sagt in seiner Schrift über die Concordienformel ¹⁾ sehr richtig, daß bei der Lehre von der Gnadenwahl zu Tage trete, ob die Gläubigen den Rationalismus gründlich ausgefegt hätten. Er schreibt: „An diesem Artikel wird es wirklich immer deutlicher, wie die Concordienformel gegen allen Rationalismus, auch gegen den feinsten, gegen den Rationalismus der Gläubigen, ohne Ansehen der Person kräftig zu Felde zieht. Eben dadurch hat sie sich so vielen Widerspruch zugezogen bis zur Stunde: sie ist dem Rationalismus aller Stufen entgegen, und darum ist auch ihr aller Rationalismus abgeneigt, auch der Rationalismus, der sich selbst nicht dafür hält.“ ²⁾ Das Examen, welches eine Verhandlung über die Lehre von der Gnadenwahl mit sich bringt, hat Gott die americanisch-lutherische Kirche vor etwa zwanzig Jahren machen lassen. Ein Theil der Kirche hat dieses Examen nicht bestanden. Die Ohioer und alle, die es mit ihnen halten, sind aus Rationalismus auf den Weg des Synergismus gerathen. Sie haben bei der Verhandlung über die Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl das sola Scriptura und das sola gratia fahren lassen. Die Presbyterianer sind gerade jetzt dabei, abermals Examen zu machen. Sie wissen, die Presbyterianer gehen damit um, ihre Confession of Faith zu revidiren. Dieses Bekenntniß ist der Revision bedürftig. Es enthält den schriftwidrigen Particularismus der Gnade Gottes in Christo. Aber ich fürchte, daß eine Revision, wenn sie überhaupt zu Stande kommt, an die Stelle des schriftwidrigen Calvinismus

1) „Die Concordien-Formel nach ihrer Geschichte, Lehre und kirchlichen Bedeutung.“ Leipzig, 1858.

2) A. a. D., S. 145 f.

den ebenso schriftwidrigen Arminianismus setzen wird, weil — nun weil man rationalistisch ist, das heißt, es sich abgewöhnt hat, die christliche Lehre aus und nach der Schrift zu beurtheilen.

Was lehrt nun die Schrift von der Gnadenwahl? Die Schrift lehrt, daß Gott die, welche in der Zeit zum Glauben an Christum kommen und im Glauben geheiligt und erhalten werden, schon von Ewigkeit mit diesem Glauben und was die Folge dieses Glaubens ist, Rindschaft, Heiligung *zc.*, bedacht habe. Die Schrift führt alle geistlichen Wohlthaten und Güter, die den Christen in der Zeit zu Theil geworden sind und noch zu Theil werden, auf ihre ewige Erwählung zurück. Um dies zu erkennen, braucht man nur die Schriftstellen zu lesen, die von der Erwählung handeln. Eph. 1, 3. dankt der Apostel Gott für den geistlichen Segen, der ihm und allen Christen in der Zeit zu Theil geworden ist. Er sagt: „Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum.“ Diesen geistlichen Segen hängt der Apostel B. 4. an die ewige Erwählung, indem er sagt: „Wie er (Gott) uns denn erwählet hat durch denselbigen (nämlich Christum), ehe der Welt Grund gelegt war, daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe; und hat uns verordnet zur Rindschaft gegen ihn selbst“ *zc.* Apost. 13, 48.: „Und wurden gläubig“ (nämlich aus den Heiden), „wie viel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.“ 2 Tim. 1, 9.: Gott hat uns „selig gemacht und berufen mit einem heiligen Ruf . . . nach seinem Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist im Christo Jesu vor der Zeit der Welt.“ Röm. 8, 29. 30.: „Welche er zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes. . . Welche er aber verordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht.“ So klar und bestimmt stellt die Schrift den geistlichen Segen und die geistlichen Güter, welche den Christen um Christi willen in der Zeit zu Theil werden: Berufung und Gläubigwerden, Rechtfertigung und Heiligung, Erhaltung und vollendete Herrlichkeit, in Abfolge zu ihrer ewigen Erwählung oder Prädestination. Wir Christen sind berufen, gläubig geworden, gerechtfertigt, Gottes Kinder, geheiligt und werden ewig herrlich sein, weil Gott uns durch Christum von Ewigkeit erwählt hat. Diese und keine andere Ordnung der Dinge lehrt uns die Schrift. Ich habe im Gnadenwahlstreit die praktische Probe gemacht, daß man den einfältigen Christen nur die von der Gnadenwahl handelnden Schriftstellen vorzulesen braucht, damit sie erkennen, in welchem Verhältniß die ewige Erwählung der Kinder Gottes zu ihrem Glauben und ihrem ganzen zeitlichen Gnadenstand steht. Es ist das Verhältniß von Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Unser Bekenntniß sagt durchaus schriftgemäß von der Gnadenwahl, „daß Gott eines jeden Christen Befehrung, Gerech-

tigkeit und Seligkeit so hoch ihm angelegen sein lassen und es so treulich damit gemeinet, daß er, ehe der Welt Grund gelegt, darüber Rath gehalten und in seinem Fürsatz verordnet hat, wie er mich dazu bringen und darin erhalten wolle". (Müller, S. 714.) — Was ist nun aber die Ursache der ewigen Erwählung selbst? Nennt die Schrift aliquid in homine, etwas Gutes in uns, einen Vorzug in uns, ein besseres Verhalten der Gnade gegenüber, eine Selbstentscheidung zc., wodurch wir uns vor andern auszeichnen, als Grund oder Veranlassung unserer ewigen Erwählung? Die Schrift drückt sich auch in Bezug auf diesen Punkt sehr klar und bestimmt negativ und positiv aus. Negativ: „nicht nach unseren Werken“, *οὐ κατὰ τὰ ἔργα ἡμῶν*; positiv: „sondern nach seinem Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist in Christo Jesu vor der Zeit der Welt“, *ἀλλὰ κατ' ἰδίαν πρόθεσιν καὶ χάριν τὴν δοθεῖσαν ἡμῖν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ πρὸ χρόνων αἰώνων*, 2 Tim. 1, 9. Also nichts Gutes in uns, sondern Gottes Gnade in Christo ist nach der Schrift der Beweggrund unserer ewigen Erwählung. Die Wahl ist eben eine „Wahl der Gnade“, *ἐκλογὴ χάριτος*, Röm. 11, 5. Und was das heißt, fügt der Apostel sofort B. 6. hinzu: „Ist's aber aus Gnaden, so ist's nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde Gnade nicht Gnade sein.“ Unser Bekenntniß sagt daher klar und scharf in Bezug auf die Ursache der Erwählung: „Darum es falsch und unrecht, wann gelehret wird, daß nicht allein die Barmherzigkeit Gottes und allerheiligst Verdienst Christi, sondern auch in uns eine Ursach der Wahl Gottes sei, um welcher willen Gott uns zum ewigen Leben erwählet habe.“ (Müller, S. 723.)

Hier möchte nun jemand einwerfen: Sind das nicht für einen Christen ganz selbstverständliche Dinge, Dinge, die er nur zu hören braucht, um ihnen in seinem Herzen sofort zuzustimmen? Jedem Christen ist es ja schon vor aller Belehrung über die Gnadenwahl gewiß, daß er nicht aus eigener Vernunft noch Kraft zum Glauben gekommen ist und im Glauben bleiben kann, sondern daß Gott aus Gnaden, um Christi willen den Glauben in ihm gewirkt hat und erhalten muß. Kein Christ behauptet im Ernst, daß er von Natur besser sei als andere Menschen, daß seine Belehrung nicht allein durch Gottes Gnadenwirkung zu Stande gekommen sei, sondern in gewisser Hinsicht von ihm selbst, von seinem besseren Verhalten der Gnade gegenüber, von seiner bewußten Selbstentscheidung zc. abgehangen habe. Wenn einem Christen ja einmal solche Gedanken kommen, so weiß er, die sind nicht vom Heiligen Geist, sondern vom Teufel, und wie Roth und Unrath thut er sie von sich. Wenn einem Christen, als Christen, auch aus eigener Erfahrung irgend etwas gewiß ist, so ist es dies, daß sein Glaube an das Evangelium ein Werk der pur lauteren Gnade sei. Ist nun dies dem Christen bereits vor aller Belehrung über die ewige Erwählung gewiß, so nimmt er auch sofort als wahr an, was er weiter durch die Offenbarung der Schrift über die ewige Erwählung erfährt, nämlich daß

auch in der Ewigkeit keine andere Ursache der Entstehung und Erhaltung seines Glaubens zu statuiren sei als Gottes Gnade in Christo. Darum könnte jemand fragen: Wie bietet denn ein Streit über die Lehre von der Gnadenwahl eine besondere Gelegenheit, ein geistliches Examen zu machen?

Darauf ist zu sagen: Allerdings finden die einfältigen, bibelgläubigen Christen sich leicht in die biblische Lehre von der Gnadenwahl. Göschel hat ganz recht, wenn er „den ganzen ersten Artikel“ der Concordienformel „einfältigen Christenherzen“ als ein „Erbauungsbüchlein“ empfiehlt.¹⁾ Aber nun gibt es noch andere Leute in der Welt und in der Kirche als die „einfältigen Christenherzen“. Es gibt da z. B. die garstigen, speculirenden, klugen „Theologen“. Die sind bei sich überzeugt, daß sie — mit Luther zu reden — „große Kunst bei sich tragen“, die wollen nicht einfach glauben und lehren, was die Schrift sagt, sondern sie halten sich für berufen, ihre Kunst, wie an andern Lehren der Schrift, so sonderlich an der Lehre von der Gnadenwahl zu probiren. Damit bringen sie Verwirrung in diese Lehre. Sie verwirren sich selbst und suchen auch die einfältigen Christenherzen in ihre eigene Verwirrung hineinzuziehen. Luther klagt die speculirenden Theologen an, daß sie ihm mit ihrer Klugthuerei schier die Freude an dem tröstlichen Artikel von Christi Person verdorben hätten. Aehnlich müssen wir die speculirenden „Theologen“ anklagen, daß sie mit ihrer Naseweisheit schier in der ganzen Christenheit „Unlust“ an der tröstlichen Lehre von der Gnadenwahl angerichtet haben. Man kann kaum anders, als auf die Leute, die bei dem großen Haufen unter dem Namen „Theologen“ gehen, sehr böse zu sein. Diese Leute haben, wie auch Luther öfter erinnert, fast alles Unheil in der christlichen Kirche dadurch angerichtet, daß sie über geistliche Dinge mehr wissen wollen, als Gottes Wort sagt. All diesen „Theologen“ geschähe nicht unrecht, wenn man ihnen das Futter entzöge. Ein Theologe ist dazu da, Gottes Wort, und nichts als Gottes Wort, zu lehren, wie die Schrift sagt: *εἰ τις λαλεῖ, ὡς λόγια θεοῦ*. Thut er das nun nicht, sondern ergeht er sich in eigener Weisheit, so sollte er von Rechts wegen auch nichts zu essen haben. Doch wir kehren zu der Lehre von der Gnadenwahl zurück. In Bezug auf diese Lehre kann man zwei Klassen von garstigen Theologen unterscheiden. Klasse No. I macht unter dem Vorgeben, die allgemeine Gnade mit ihrer theologischen Kunst retten zu müssen, unaufhörlichen Spectakel über das „allein aus Gnaden“. Sie versichern, es gäbe ein Unglück, wenn ein Mensch allein aus Gottes Gnade bekehrt und selig würde, denn dann wäre — so versichert uns z. B. Luthardt — „allerdings der Prädestinarianismus unvermeidlich“. ²⁾ Auch die Dhioer

1) A. a. O., S. 146.

2) „Die Lehre vom freien Willen“, S. 276: „Würde Gott das Ergreifen des Heils, den Glaubensgehorsam, die Bekehrung — das Wort im Sinne des gegenwärtigen mehr biblischen Sprachgebrauchs genommen — selbst wirken, so wäre allerdings der Prädestinarianismus unvermeidlich.“

haben immer und immer wieder der Welt kund gethan, es sei ganz unmöglich, daß die Befehrung und Seligkeit einzig und allein von Gottes Gnade abhängе. „Wenn nun der Menschen Befehrung“, schrieben sie, „in keinem Sinne auch noch von etwas anderem abhinge als von der Gnade und ebenfalls noch . . . von den Gnadenmitteln, so würden sie alle befehrt und selig.“¹⁾ Und: „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der von Gott für alle Menschen vollkommen bereiteten und ernstlich bestimmten Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei.“²⁾ So energisch protestiren diese „Theologen“ gegen das von der Schrift bezeugte „aus Gnaden“. Und zwar thun sie das aus großer Weisheit und Klugheit. Sie wollen durch Bekämpfung des „allein aus Gnaden“ der Kirche die allgemeine Gnade erhalten. Ihre klugen Gedanken verlaufen in dieser Weise: „Beschränkt man nicht das ‚allein aus Gnaden‘, nimmt man nicht etwas Gutes im Menschen an, wodurch sich die, welche befehrt und selig werden, von andern Menschen unterscheiden, so ist es Gottes Schuld, wenn nicht alle Menschen befehrt und selig werden, so ist Gottes Gnade nicht allgemein. Darum darf das ‚allein aus Gnaden‘ nicht stehen bleiben, sondern muß man aliquid in homine als Ursache oder Veranlassung der Befehrung und Seligkeit und somit auch der ewigen Erwählung annehmen. Wenn jemand das aliquid in homine nicht annimmt, sondern steif an dem ‚allein aus Gnaden‘ festhält, so ist das ‚unchristlich und heidnisch‘, ‚Prädestinationismus‘, ‚Calvinismus‘“ 2c. Hier in America äußerte sich jemand im Zusammenhang mit dem Gnadenwahlstreit etwa so: Laßt alles „Gnade“ sein bei der Befehrung und Erwählung; gebt mir nur ein Pünktchen im Menschen; laßt das Pünktchen der Entscheidung, das Pünktchen, welches für die Befehrung des Einzelnen den Ausschlag gibt, im Menschen liegen, dann bin ich zufrieden und spreche euch frei vom Calvinismus. So Klasse No. I der garstigen, mit großer eigener Klugheit für die „allgemeine Gnade“ kämpfenden Theologen. Das „Pünktchen“ im Menschen bezeichnen sie verschieden: „Selbstentscheidung“, besseres „Verhalten der Gnade gegenüber“, „Glaube“, „Aufgeben des muthwilligen Widerstrebens“ 2c. Klasse No. II der klug sein wollenden Theologen arbeitet mit denselben Mitteln, faßt die Sache aber von einer andern Seite an. Sie sagen etwa: Freilich muß man festhalten, daß Gott allein aus Gnaden befehrt und selig macht und von Ewigkeit erwählt hat. In den Erwählten findet sich nichts Gutes, wodurch sie sich vor den andern auszeichnen. Aber darum muß man nun auch nothwendig der Gnadenwahl eine Zornwahl an die Seite setzen, eine Prädestination zur ewigen Verdammniß. Wie Gott die,

1) „Kirchenzeitung“ vom 18. April 1891.

2) „Kirchenzeitung“, 1885, S. 76.

welche selig werden, aus Gnaden zur ewigen Seligkeit erwählt hat, so hat er auch die, welche verloren gehen, zur ewigen Verdammniß von Ewigkeit her bestimmt. Gottes Gnade ist particular, nicht allgemein; Christi Verdienst ist particular, nicht allgemein; Gott will auch nicht alle Hörer des Evangeliums bekehren. Die Schriftstellen, die so lauten, als ob die Gnade Gottes allgemein sei, sind anders zu deuten. Wenn das lutherische Bekenntniß sagt, daß es keine Zornwahl gebe, sondern nur eine Gnadenwahl, so ist das — ich gebrauche Ausdrücke, die Presbyterianer in den letzten Jahren in Bezug auf unsere Stellung gebraucht haben — “an illogical position”, “untenable ground”. Man muß, wenn man vernünftig sein will, mit der Prädestination zur Seligkeit eine Prädestination zum ewigen Verderben verbinden. Darnach wird nun z. B. von der Confession of Faith die Schrift ausgelegt, oder vielmehr verdreht, wie ich im Jahre 1898 ausführlich in „Lehre und Wehre“ nachgewiesen habe.

Wo liegt der Fehler bei beiden Klassen von Theologen? Mit Luther zu reden: „ihre Kunst zerreißt ihnen den Bauch“. Sie sind klug über Gottes Wort hinaus. So klar die heilige Schrift z. B. Einen Gott und drei verschiedene Personen lehrt, so klar lehrt die Schrift auch beides: die *sola gratia* und die *universalis gratia*. Beides muß jeder Christ und insonderheit jeder christliche Theologe ungeschmälert glauben und lehren, wenn er auch nicht verstehen kann, wie beide Wahrheiten neben einander bestehen können. Der menschlichen Vernunft, die weder Gott noch das menschliche Wesen begreift, scheint aus der *sola gratia* Angesichts der Thatfache, daß nicht alle Menschen bekehrt werden, die *particularis gratia* zu folgen, und ebenso scheint ihr aus der *universalis gratia* Angesichts derselben Thatfache das *aliquid in homine* zu folgen. Aber beide Folgen widersprechen der klaren Schrift, weil in der Schrift beide Lehren, die *sola gratia* und die *universalis gratia*, heller als das Sonnenlicht strahlen. Diese hellen Strahlen anzutasten, dazu sollte kein Christ und kein Theologe sich durch Vernunftgedanken verleiten lassen, sintemal der Apostel in Bezug auf die Erkenntniß, welche die Christen und auch alle Theologen von geistlichen Dingen in diesem Leben haben, erinnert: *ἐκ μέρους γινώσκομεν*,¹⁾ welche Worte man modern auch so übersetzen könnte: „unsere Erkenntniß ist eine fragmentarische“.

So sehen Sie, wie man bei Verhandlungen über die Lehre von der Gnadenwahl Gelegenheit hat, ein Examen, ein *examen rigorosum*, zu machen. Man kann und soll da lernen, worin die Art eines wahren Theologen besteht, nämlich nur zu reden, wo Gottes Wort redet, und zu schweigen, wo Gottes Wort schweigt. Daß man sonst, und namentlich in unserer Zeit, sich nicht in die Schriftlehre von der Gnadenwahl finden kann, sondern ein Theil der Theologen links im Graben des Calvinismus und ein

1) 1 Cor. 13, 9.

anderer, der größte, Theil rechts im Graben des Synergismus liegt, kommt daher, daß es ihnen an der wahren, keuschen Schriftgelehrsamkeit fehlt. Calvinismus und Synergismus offenbaren einen geringen Stand der Erkenntniß in der christlichen Kirche. Sie zeigen, daß man sich der Kinderei, nämlich der Speculation, hingibt, anstatt die Grenzen der geistlichen Erkenntniß in der göttlichen Offenbarung zu finden und somit bei dieser Offenbarung wider alle Einsprachen des menschlichen Dünkels zu beharren. Was rechte Theologie, reise Erkenntniß hinsichtlich der Lehre von der Gnadenwahl sei, kann man aus der Concordienformel lernen. Ich möchte allen Theologen unserer Zeit zurufen: „Zurück zur Concordienformel!“ Ich schließe heute Abend, indem ich Ihnen einige Partien aus „Lehre und Wehre“ (1898, S. 162 ff.) über die Theologie der Concordienformel vorlese: „Im elften Artikel der Concordienformel haben wir ein Specimen einer wahrhaft großartigen Theologie, einer Theologie, wie sie sein soll. Einer Theologie nämlich, die da redet, wo Gottes Wort redet, und da schweigt, wo Gottes Wort schweigt, die in keinem Stück über Gottes Wort hinaus klug sein will. Nur einmal finden wir in einem öffentlichen Glaubensbekenntniß einen Ansatz zu einer ähnlichen großartigen Theologie, in den Beschlüssen der Synode von Oranges anno 529 (Concilium Arausicanum), durch welche die semipelagianischen Streitigkeiten durch Verwerfung des Semipelagianismus zum Abschluß kamen. In diesen Beschlüssen wird eine Prädestination ad malum abgelehnt und alles geistliche Gute dagegen allein auf Gottes Gnadenwirkung zurückgeführt. Was hier kurz und ansatzweise bekannt wird, das ist im elften Artikel der Concordienformel dem Calvinismus und Synergismus gegenüber nicht nur ausführlich auf Grund der Schrift dargelegt, sondern es werden von der Concordienformel auch klar und bestimmt die Grenzen der menschlichen Erkenntniß in diesem Lehrstück aufgezeigt. Die Concordienformel legt nämlich allseitig dar: wo Gott sein Wort gibt, befehrt und im Glauben erhält, resp. nicht verstockt und nicht verwirft: da ist dies einzig und allein auf Gottes Gnade als Ursache zurückzuführen, nicht aber auf ein besseres Verhalten der Seligwerdenden oder Erwählten. Auf der andern Seite: wo Gott sein Wort wegnimmt, und wo er verstockt und verwirft, da haben wir es mit einem gerechten Gericht Gottes über die Sünde der Menschen, näher: über die Verachtung des Wortes, über die Betrübung des Heiligen Geistes 2c., zu thun. Hiermit — so fügt die Concordienformel hinzu — sind wir an den Grenzen der menschlichen Erkenntniß angelangt. „Wann wir so fern in diesem Artikel gehen, so bleiben wir auf der rechten Bahn, wie geschrieben stehet Hoseä 13: „Israel, daß du verdirbest, die Schuld ist dein; daß dir aber geholfen wird, das ist lauter meine Gnade.“ Was aber in dieser Disputation zu hoch und aus diesen Schranken laufen will, da sollen wir mit Paulo den Finger auf den Mund legen, gedenken und sagen: „Wer bist du, Mensch, der du mit Gott rechten willst?“ Mit andern

Worten ausgedrückt, ist die Stellung der Concordienformel diese: Wir kennen aus der Offenbarung der Schrift den Grund des Seligwerdens derer, die thatsächlich die Seligkeit erlangen: es ist Gottes Gnade in Christo. Wir kennen auch aus der Schrift den Grund des Verlorengehens derer, die thatsächlich verdammt werden: es ist die Schuld der Menschen, nämlich die Verachtung des Wortes und der Widerstand der Menschen gegen die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Wir kennen aber nicht den Grund, weshalb die einen vor den andern bekehrt und selig werden. Dies ist ein göttliches Geheimniß, welches uns in diesem Leben verborgen bleibt. Die Lösung dieses Geheimnisses, welche der Calvinismus bietet, indem er die Erlösung und die ‚befehlende Gnade‘ auf die Auserwählten beschränkt, sowie die Lösung, welche der Arminianismus (Semipelagianismus, Synergismus) an die Hand gibt, indem er den Seligwerdenden ein besseres Verhalten zc. zuschreibt — beiderlei Lösung verwirft die Concordienformel, weil beiderlei Lösung der klaren Schrift widerspricht. Die Concordienformel verzichtet auf jeden der menschlichen Vernunft zusagenden Ausgleich, weil sie dadurch in Widerspruch mit der Schrift treten würde. . . . Die Calvinisten haben es sich angewöhnt, in einem mitleidigen Ton von der Concordienformel zu reden. Sie sprechen sich lobend über die Lehre der Concordienformel vom freien Willen, von der Bekehrung und von der Erwählung zur Seligkeit aus. Aber die Theologie der Concordienformel könne man sich nicht aneignen, weil es ihr an der nöthigen Consequenz fehle. Wir erinnern uns, daß die Synergisten von ihrem Standpunkt aus dieselbe Kritik an der Concordienformel geübt haben und noch üben: die Concordienformel müsse die Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem Verhalten des Menschen abhängen lassen, sonst könne sie die allgemeine ernstliche Gnade nicht festhalten.

„Sowohl die calvinistische als auch die synergistische Kritik zeugen nicht von theologischer Tüchtigkeit, sondern vom Gegenteil. Die theologische Tüchtigkeit besteht doch wohl darin, daß man bei allen Aufstellungen genau das Schriftprincip festhält, daß man — wie wir schon wiederholt gesagt haben — da redet, wo Gottes Wort redet, und da schweigt, wo Gottes Wort schweigt, daß man nur das nach sagt, was uns in der Offenbarung der Schrift vorgesagt ist, wie Luther sich gelegentlich ausdrückt. Darin muß sich die theologische Tüchtigkeit erweisen, damit es nach der von dem Apostel aufgestellten Regel in der Kirche einhergehe, 1 Petr. 4, 11.: *εἴ τις λαλεῖ, ὡς λόγια θεοῦ*. Es verräth nicht theologische Tüchtigkeit, sondern theologischen Dilettantismus, wenn man von einem gewissen Punkte aus den Gedankensaden weiterspinnnt, unbekümmert um die Aussagen der Schrift oder unter Verdrehung derselben. Es gehört auch nicht viel Verstand dazu, das calvinistische oder arminianische (synergistische) ‚System‘ auszubilden. Wer nur die Hälfte seiner fünf Sinne gebraucht, kann vom Standpunkt des souveränen Gottes aus den Calvinismus und vom Stand-

punkt der menschlichen Selbstbestimmung aus den Arminianismus, resp. den Synergismus construiren. Weder der Calvinismus noch der Synergismus zeugen von theologischer Reife. Die Erfahrung lehrt, daß die theologischen Studenten schon im ersten Jahre ihres Studiums entweder nach der calvinistischen oder nach der synergistischen Seite hin durchbrechen wollen, das heißt, entweder Calvinismus oder den Synergismus für die ‚consequente‘ Theologie halten. Die theologische Schulung setzt nun damit ein, daß die der Theologie Beflissenen gelehrt werden, keinen Gedanken über geistliche Dinge in sich aufzunehmen, der nicht in der Schrift geoffenbart vorliegt. Ob das ein System im Sinne der Vernunft gibt oder nicht, das soll einen wahren Theologen nicht anfechten. Die Kirche ist nicht zur Systembildung, sondern zur Verkündigung des Wortes Gottes in der Welt (Joh. 8, 31.). Wem das durch Wirkung des Heiligen Geistes in succum et sanguinem übergegangen ist, der ist ein wahrer Theologe. Eine Probe solcher wahren Theologie haben wir sonderlich im 11. Artikel der Concordienformel, indem sie auf Grund der Schrift zwei Wahrheiten festhält, die vor der menschlichen Vernunft einander aufzuheben scheinen. Die Stellung der Concordienformel soll man weder verspotten noch bemitleiden, sondern anerkennen und bewundern. Die Concordienformel ist nicht inspirirt. Aber sie ist ein wunderbares Zeugniß der Gnade Gottes, durch welche die Kirche befähigt worden ist, die Lehre der Schrift von der Bekehrung und Gnadenwahl den rationalistischen Einwürfen des Calvinismus und Synergismus gegenüber festzuhalten und zu bekennen. Indem die lutherische Kirche den Standpunkt der Concordienformel einnimmt, gleicht sie der demüthigen Maria, die zu Jesu Füßen sitzt und den Worten der göttlichen Rede lauscht, während links und rechts Calvinisten und Arminianer über ‘illogical positions’ und ‘untenable ground’ spotten.“

F. P.

Zur Beurtheilung der Einwände gegen den alttestamentlichen Beweis für die Dreieinigkeitslehre.

(Schluß.)

Das darf man sich auch ad notam nehmen bei der Beurtheilung des andern Haupteinwandes, der von den Neueren gegen den alttestamentlichen Beweis für die Dreieinigkeitslehre erhoben worden ist. Luthardt meint, daß derselbe „fast durchweg auf unrichtiger und gewaltsamer Exegese beruht“. Ist die Neuzeit sich mit dem Zeitalter der Reformation einig über den Begriff Exegese? Wohl nicht; seit den Tagen Luthers bisher sind die Ansichten nicht bloß über die Entstehung, sondern auch über die rechte Weise der Auslegung der Schrift andere geworden. Das kann nicht anders sein. Wer die Wortinspiration glaubt, wird anders exegesiren, als wer im Schrift-

tert Göttliches und Menschliches unterscheidet. Delitzsch lobt an den Exegeten des reformatorischen Zeitalters, daß sie „den Wortsinne der Schrift als den Behälter einer unerschöpflichen Geistesfülle zu Ehren bringen“; er tadelt an ihnen, daß sie „noch nicht die enge Beschränkung des Göttlichen und Menschlichen in der Schrift begreifen“. Er lobt Luther, weil derselbe „den *sensus literalis* wieder zu Ehren gebracht“ habe; aber er findet auch, daß demselben „Einsicht in den inneren Zusammenhang der Geschichte Israels und in die besondere Gestaltung des Natürlichen in derselben“ abgeht.¹⁾ Das heißt etwa: die lutherischen Theologen der Reformationszeit mögen gute *grammatici* gewesen sein, aber sie waren schlechte *critici*, schlechte *historici*, schlechte *physici*; sie waren überhaupt nicht wissenschaftlich. Nun ja, bei einer solchen Differenz in der Grundanschauung von der Aufgabe eines Schriftauslegers kann es dann auch nicht auffallen, wenn man vor vierhundert Jahren im heiligen Texte Dinge gefunden hat, die man heute nicht mehr findet, und umgekehrt. Es wäre wirklich wunderbar, ja, Verdacht erregend, wenn es anders stünde. Also, wenn jemand etwas als „unrichtig und gewaltsam“ verurtheilt, so thut man wohl, sich zuvörderst den Standpunkt anzusehen, von dem aus ein solches Urtheil gefällt wird. Der Ausspruch: „Eigenthum ist Diebstahl“ imponirt auch keinem, der die Staatsweisheit und Tendenz des betreffenden Autors kennt.

Aber es ist vielleicht mit dem erwähnten Tadel dies gemeint — was man häufig ausgesprochen findet —, daß die altlutherischen Exegeten sich bei der Schriftauslegung durch die Dogmatik beherrschen lassen, daß sie die Schrift nach dem Bekenntniß der Kirche auslegen etc. Es gibt keinen menschlichen Ausleger der Schrift, gegen den sich nicht einfach auf allgemeine Gründe hin der Verdacht der Voreingenommenheit erheben ließe. Aber kein Ausleger ist ärger präjudicirt als der moderne Evolutionstheolog. Was derselbe „exegetisches Gewissen“ nennt, ist häufig nichts anderes als ein „wissenschaftliches“ Vorurtheil. Man sieht gewisse Dinge in der Schrift nicht deswegen nicht, weil sie nicht dastehen, sondern weil man seine besondere Brille nicht abnehmen will. Wie kann ein Subordinatianer, wie Rahnis, für den der Sohn Gott ist „nur in des Wortes zweitem Sinne“²⁾ — wie kann ein Hofmann, der dafür hält, „daß die Schrift das trinitarische Verhältniß in Gott als ewiges nur lehrt, indem als geschichtliches, und daß sie es nicht nach dem benennt, wie es ewiges, sondern wie es geschichtliches Verhältniß ist“,³⁾ und der darum die gewaltige Stelle Ps. 2, 7. von Christi Menschwerdung⁴⁾ auslegt, der also nicht bloß die Lehre von der Dreieinigkeit, sondern die Dreieinigkeit selbst sich geschichtlich entwickeln und den Menschen Christus später in die Gottheit aufgenommen werden läßt — wie können solche Theologen anders als sich an der altlutherischen Exegese stoßen? Es gibt eine exegetische Voreingenommenheit, die dem Ausleger zum größ-

1) Genesis, 2. Aufl., S. 57 f.

3) Ibid., S. 55.

2) S. Baier, II, S. 53.

4) Ibid., S. 66.

ten Lobe gereicht und ihn gerade vor „unrichtiger und gewaltsamer Exegese“ schützt; das ist die in 2 Cor. 10, 5. empfohlene. Wo diese herrscht, da dient die Exegese nie dem Zweck, Schriftlehre und Kirchenlehre zu vereinigen, sondern diese Uebereinstimmung ist da in erster Instanz, und indem der Ausleger den Schriftsinn erschließt, bestätigt er unabsichtlich die Lehre der Kirche. Wo die von Paulo geforderte Vorbedingung: „*αἰχμαλωτίζοντες πᾶν νόημα εἰς τὴν ὑπακοὴν τοῦ Χριστοῦ*“, erfüllt wird, da ist das post hoc in der Exegese ebensowenig wie in der Logik ein propter hoc.

Die angeführte Psalmstelle (2, 7.) mag noch in anderer Weise dazu dienen, den gegen die altlutherischen Ausleger erhobenen Vorwurf zu beleuchten. Diese Stelle gilt den alten Auslegern mit als ein Beweis für die Dreieinigkeitslehre. Hofmann verwirft die altlutherische Auffassung dieser Stelle und constatirt zwischen sich und den Dogmatikern der alten lutherischen Kirche einen Widerspruch.¹⁾ Nun wird die Psalmstelle Hebr. 1, 5. angeführt und daselbst bewiesen, daß der „heute“ vom Vater Gezeugte nicht ein Engel, sondern der in B. 3. als „der Glanz der Herrlichkeit und das Ebenbild“ des Vaters Beschriebene sei. Wer die alte Auffassung von Ps. 2, 7. verwirft, verwirft damit zugleich die Auslegung derselben im Neuen Testament. Dieser Fall zeigt, daß die neuere Theologie nicht bloß den alten lutherischen Auslegern des Alten Testaments, sondern auch dem allerältesten, dem Heiligen Geiste, nicht mehr folgt. Der alte Grundsatz, daß die Anführung einer alttestamentlichen Stelle im Neuen Testament gleich einer Auslegung zu achten ist, gilt bei den neueren Theologen nicht mehr. Ihre Auffassung von der Entstehung der heiligen Schrift verbietet ihnen in vielen Fällen, die Richtigkeit solcher Citate anzuerkennen, oder doch die entscheidende exegetische Kraft derselben zuzugestehen. Selbst wenn das Citat und die damit verbundene Absicht klar erwiesen ist, bleibt man heuer noch skeptisch und fragt, ob denn die im Neuen Testament gegebene Auslegung der alttestamentlichen Stelle auch wirklich die Auffassung wiedergebe, welche schon der alttestamentliche Schreiber und Leser derselben damit verbunden habe. Nun sind aber eine ganze Anzahl solcher Citate, die die ewige Gottheit des Sohnes und des Heiligen Geistes und damit indirect die Dreieinigkeit beweisen. Und wie reichhaltig ist die alte exegetische Literatur gerade in Erklärungen solcher vom Heiligen Geist selber hervorgezogenen Stellen! Trifft der Tadel der Neueren auch solche Stellen — und gewiß thut er das —, so ist klar, daß die „unrichtige und gewaltsame Exegese“ sich gerade bei denen findet, die sie rügen. Und dieser Tadel denunciirt nicht sowohl die alten lutherischen Exegeten, sondern den, „der durch die Propheten geredet hat“, als unklaren Lehrer der Geheimnisse Gottes.

Aber übertreffen nicht die neueren Schriftausleger die alten in der Kenntniß der Sprachen, und kommt es nicht daher, daß man heutzutage den

1) S. Baier, II, S. 54.

Schriftsinn richtiger erfassen kann als etwa zu Luthers Zeit? Wohl keiner ist sich seiner Unvollkommenheit in diesem Stücke so lebendig bewußt gewesen als eben Luther. Er fordert ohne Reid und ohne falsche Bescheidenheit die Späteren auf, es besser zu machen. Aber man braucht deswegen nicht immer gleich anzunehmen, daß die Ausleger des sechzehnten Jahrhunderts in litteris lauter Stümper gewesen seien, noch daß die Sprachkundigen des neunzehnten Jahrhunderts stets nur die purlautere Wahrheit zu Tage gefördert haben; ganz abgesehen davon, daß zu einem guten Ergeeten doch noch mehr gehört als Sprachkenntnisse.

Aber nehmen wir einen concreten Fall vor uns. Die Ableitung des Gottesnamens \mathfrak{Y} ist je und je den Ergeeten eine *crux* gewesen. Luther ringt damit z. B. in der Auslegung von Gen. 31, 29. Seine Ausführung ist höchst fesselnd und lehrreich; sie zeigt, wie gewissenhaft Luther auch in der Erforschung des Wortsinnes gewesen ist und mit welcher Demuth er das Resultat seines Nachdenkens darbietet. „Ich kann aber hier nichts Gewisses sagen, die Bedeutung dieses Wortes zu erklären; darum will ich es den ebräischen Rabbinis und Grammaticis befehlen, wiewohl ich der Meinung bin, daß sie selbst die ebräische Grammatik nicht recht vollständig verstehen, sonderlich mit diesem Worte; so gar seltsam mengen sie die Deutung unter einander, und ist damit gar ein verworren Ding. Und sie tragen fast bei zwanzig Worte zusammen, damit sie das Eine Wort erklären wollen; unter welchen Worten keines dem andern gleich ist.“ Luther spricht dann die Ueberzeugung aus, daß das idiomatische Verständniß der hebräischen Sprache selbst den Rabbinern seiner Zeit abhanden gekommen sei. „Daran ist aber kein Zweifel, da die ebräische Sprache in gemeiner täglicher Rede noch ist im Flore gewesen, daß viel Worte viel anders gelautet haben, denn sie jetzt lauten, da wir sie nur aus den Büchern herausklauben müssen. Gleichwie ein Unterschied ist, wo man nach der Grammatik redet, und wo man recht Lateinisch redet. Darum muß man nicht so sehr Achtung haben auf die Rede, so nach der Grammatik und nach der Regel gestellet ist, als auf die Art und Weise zu reden in einer jeglichen Sprache. Ich besorge aber, daß der Juden Grammatik nicht vollkommen sei, darum fehlen die Rabbinen oftmals, sonderlich in etlichen Worten.“ — „Derohalben darf ich mich keines sonderlichen Verstandes in der ebräischen Grammatik anmaßen, allein daß ich sehe, wie daß es ihnen die Grammatici so sauer werden lassen, und haben es aber dermalen noch nicht ausgearbeitet, darum daß die Art und Weise zu reden nicht einerlei ist, der die Ebräer in ihrer gemeinen Sprache täglich gebrauchet, und wie es die Grammatici haben ausgeleget. Die der Worte unerfahren sind, zwacken die Bedeutung der Worte heraus und machen Worte daraus, die einerlei Bedeutung haben sollen, und verwirren es gar unter einander.“ — „Darum ist die ebräische Sprache sehr gefallen, und ist noch nicht vollständig wieder aufgerichtet: und wenn wir das Neue Testament nicht hätten, so würden unsere Rabbinen nimmer-

mehr den rechten Verstand aus dem Alten klauen. Das Neue Testament hat viel dazu geholfen, daß die ebräische Sprache und das Alte Testament wiederum aufgerichtet und erkläret ist worden.“ Diese Stellung ist jedenfalls Achtung gebietender als die derjenigen, welche bei einem polnischen Rabbi oder einem arabischen Scribenten Licht für hebräisches Dunkel suchen. Seine eigene Ansicht über die Ableitung von אֵל und אֱלֹהִים gibt Luther so an: „Ich will aber darüber nicht streiten, wo jemand das Wort El also verstehen wollte, daß es sollte Macht oder Gott heißen. Das ist gewiß, daß El von dem Worte Aial herkömmt, durch die Figur Syncope genannt, welches so viel heißet als Stärke; und von dem Abstracto (wie man es in der Grammatik nennet) machen sie das Denominativum oder Adjectivum El, das heißet fortis, stark. Gleichwie wir es Jesaiä am 9. verdeutschet haben, Deus fortis, Kraft. Wo es alleine stehet, ohne das Lamed, oder daß der articulus praepositivus (wie es in der Grammatik heißet) nicht dafür stehet, so heißet es Kraft, auf lateinisch, fortitudo vel Deus. Daß also Gott von der Stärke El genannt wird. Daran ist kein Zweifel, daß dieses Wort Gott nicht recht sollte zugeeignet werden, gleichwie man im 22. Psalm sehen mag, Eli, Eli etc. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Daher kömmt auch Elohim. Dieses sagen die Ebräer fast also von diesem Texte. Wo sie nun den rechten Verstand getroffen haben, so ist es gut; wo nicht, so ist es ein gewisses Zeichen, daß sie noch dormalen der ebräischen Sprache keinen rechten und gewissen Verstand haben.“¹⁾ Hierzu vergleiche man noch Luthers Ausführung zu dem אֵל גִּבּוֹר in Jes. 9, 6.²⁾ Glasius schreibt: „Eloah, dessen Plural Elohim ist, ist ein Urwort (primitiva vox), welches den wahren Gott bezeichnet. Will man nach seiner Wurzel suchen, so dürfte die Meinung des Thomas Erpenius und Sixtinus Amama Anklang finden, welche der nun ungebräuchlichen Wurzel oder dem Stamm (אֱל) dieses Wortes die Bedeutung ‚anbeten‘ beilegen, und zwar nach dem Arabischen, in welchem אֱלֵה anbeten bedeutet. Daher die Araber Gott auch Ilahon nennen, weil er allein anzubeten ist. Könnte eine dem Wesen und der Herrlichkeit Gottes entsprechendere Ableitung gefunden werden denn diese? Matth. 4, 11.“³⁾

So lagen die Dinge vor vierhundert Jahren. Wie viel weiter ist man nun seitdem gekommen? Im Jahre 1853 erschien die zweite Auflage von Delitzsch' „Genesis“. Der Verfasser beklagt im Vorwort den mangelhaften Charakter der ersten Auflage. Dieser zweiten Auflage ist ein ganz neuer Excurs über den Gottesnamen אֱלֹהִים eingefügt, dessen Studium Delitzsch Kurz empfiehlt. „Ich kann erwarten“, schreibt er, „manches nun besser Erkante, wie über den Begriff des Gottesnamens אֱלֹהִים (welcher nicht, wie auch Thomasius, Dogmatik, S. 11, und Nägelsbach noch an-

1) Leipz. Ausg., II, S. 688 f.

2) Leipz. Ausg., VII, S. 134.

3) Phil. sacr., Amsted, 1711, S. 284.

nehmen, auf ein V. אֱלֹהִים, stark sein, auch nicht mit W. Neumann auf dieses als die Bedeutungen stark sein und staunen in sich vereinigend, sondern wirklich mit Hofmann auf das wurzelverschiedene אֱלִיָּהּ, aliha, staunen, zurückzuführen ist), . . . von ihm angeeignet zu sehen.“¹⁾ Nach Delitzsch' besserer Erkenntniß ergibt sich nun für die Ableitung dieses Gottesnamens Folgendes: „אֱלֹהִים ist Plural von dem nur im höheren dichterischen Stil gebräuchlichen אֱלִיָּהּ, und dieses ist nicht, wie ich früher vortrug, ein nom. part. n. d. פָּנִי אֱלֹהִים und פָּנִי אֱלִיָּהּ, von אֱלִיָּהּ, stark sein, fortgebildet aus אֱלִיָּהּ, wie גָּבַהּ aus גָּבַהּ, sondern ein nom. infin. von אֱלִיָּהּ in der Bedeutung des arabischen aliha, fürchten; ich hielt dieses aliha früher für denominativ, aber wie ich jetzt durch Prof. Fleischer überwiesen bin, ist zwar alaha (verehren) denominativ, nicht dagegen aliha (waliha), welches ohne alle Beziehung auf Göttliches die Bedeutung rathlosen Herumirrens, fassungslosen Schauderns, zufluchtsuchenden Schreckens und sonach die Grundbedeutung heftiger Unruhe hat. Als nom. infin. von אֱלִיָּהּ in dieser dialektisch gesicherten Bedeutung bedeutet אֱלִיָּהּ den Schauer oder die Furcht, dann (wie das Gen. 31, 42. 53. damit wechselnde פֶּחַח) den Gegenstand der Furcht, den Gefürchteten, den Majestätischen, das ist, Gott (θεός wahrscheinlich von gleichbedeutender Wurzel).“²⁾ So liegen die Dinge heute. Frage: Wie viel weiter waren Thomasius, Nägelsbach und W. Neumann in der Sprachforschung gekommen als Luther, und Prof. Fleischer als Glasius? Ist der Fortschritt wirklich so bedeutend?

Die alten Ausleger haben auch in dem Plural Elohim einen Beweis für die Dreieinigkeitslehre gesehen, sonderlich in den Stellen, wo mit diesem Plural ein Verbum im Singular steht. Dieser Beweis nöthigt den Neueren höchstens ein Bedauern ab. Hase erklärt den Plural kurzweg für den Pluralis majestaticus und legt den Stellen, in welchen er vorkommt, gar keine Bedeutung bei für die Dreieinigkeitslehre.³⁾ Knapp desgleichen; letzterer beruft sich dabei noch auf Glasius.⁴⁾ Gesenius meint, der Plural sei „vielleicht auf ursprünglich polytheistische Vorstellungen oder richtiger auf die Unbequemung an solche zurückzuführen“. ⁵⁾ Delitzsch schreibt: „Der Plural ist weder ein numerischer (die Majestätischen) noch ein abstractiver (die Gottheit), sondern ein intensiver: der Begriff des Majestätischen wird, so zu sagen, innerlich multiplicirt, um die höchste Inhaltsfülle desselben auszudrücken (vgl. קִרְוִשִׁים, Spr. 9, 10. Hos. 12, 1.). Also bezeichnet der Name Elohim Gott als den unendlich Großen, den Uberschwänglichen, den Absoluten; er bezeichnet ihn aber seiner Herleitung nach nicht als Subject, sondern nur als Object, und überdies stellt der Plural die Einheit der Persönlichkeit vor dem Reichthum ihres Inhalts in den Hintergrund.“⁶⁾ „Der Plural Elohim stellt sich zu Adonim und Bealim; im Heidenthum ist es

1) Genesis, 2. Aufl., S. XV.

3) Hutt. rediv., 7. Aufl., S. 162 f.

5) Hebr. Gramm., 23. Aufl., S. 318.

2) Ibid., S. 31.

4) Christ. Doctr., S. 93.

6) Genesis, 2. Aufl., I. c.

äußerlicher (numerischer), in Israel innerlich multiplicirender (intensiver) Plural; Gott heißt so als der, welcher in höchster Potenz der zu Ehrfürchtende ist.“¹⁾ Cremer sieht in dem Plural eine „Betonung der Kraft Gottes“.²⁾ Die Aufforderung zur Erschaffung des Menschen, zur Sprachenverwirrung, die Altarweihe zu Bethel, Gen. 35, 7., soll sich an Gott mit Einschluß der Engel richten.(!)³⁾

Die alten Ausleger sind nun aber doch nicht so ohne Weiteres zu der Annahme geschritten, daß der Plural Elohim auf die Dreieinigkeit ziele. Egidius Hunnius schreibt: „Die Juden sagen zu diesem Elohim, daß die Schrift entweder deswegen so rede, weil im Hebräischen der Singular fehlt, oder weil es Gott beliebt, der Würde wegen, nach Art großer Herren so von sich zu reden. Beides ist eine widerliche Sophisterei. Denn wäre nicht damit das Geheimniß der Dreieinigkeit angedeutet, hätte nicht der Heilige Geist andere Worte im Singular, wie אֱלֹהִים und יְהוָה, welche beide im Singular in Ps. 114 sich finden, gebrauchen können? Er hätte auch das Wort אֱלֹהִים, gleichfalls im Singular, gebrauchen können. Ferner, wenn in der Gottheit, ebenso wie Ein Wesen, so auch nur Eine Person wäre, wäre nicht durch derartige Worte im Plural Anlaß zum Götzendienste gegeben worden, als wären viele Götter? Es gibt also keinen andern Grund für den Gebrauch des Wortes Elohim in Bezug auf Gott als die Mehrheit der Personen in demselben. Was die großen Herren anbetrifft, so erwidern wir, daß auch diese nicht in allen Sprachen im Plural von sich zu reden pflegen, und wenn sie es zuweilen thun, so thun sie es freilich zur Vermehrung ihrer Ehre, weil unter Menschen eine Menge ansehnlicher ist als ein einzelner Mensch. Wenn nun aber in Gott nur Eine Person wie Ein Wesen wäre, wäre es dann der Ehre Gottes nicht mehr angemessen, daß er von sich redete, wie er ist, als daß er in einem derartigen falschen Eifer den Mangel thörichter Menschen nachahmte? sonderlich da er sonst die Einheit seines Wesens sich zum höchsten Ruhm anrechnet und sie hin und wieder im Jesaias zum Preis seiner Majestät einprägt; zu geschweigen also, daß der Plural irgend etwas zur Hoheit Gottes beitragen könnte, wenn ihm nicht das Geheimniß der Dreieinigkeit unterläge. — Aber Calvin kommt den Juden zu Hülfe und wirft den Einwand auf, daß der Name Elohim immer nur Einer Person beigelegt wird, z. B. wo immer er sich im 1. Capitel der Genesis findet: ‚Gott sprach.‘ Darum lasse sich aus dem Worte Elohim eine Mehrheit der Personen in Gott nicht schließen. Zunächst leugnen wir keineswegs, daß dieses Elohim auch einzelnen Personen beigelegt wird. Das geschieht aber aus keinem andern Grunde als wegen des verborgenen Geheimnisses der hochheiligen Dreieinigkeit. Zum Beispiel: Warum kann der Vater Elohim heißen? Ohne Zweifel, weil er nicht allein, ohne den Sohn und Heiligen

1) Genesis, 5. Aufl., S. 48.

2) Bibl.-theol. Wörterb., 7. Aufl., S. 331.

3) Gesenius, 1. c.

Geist, sondern in der Dreieinigkeit Gott ist. . . . Darum deutet dieser Plural, selbst wenn er von Einer Person ausgesagt wird, nichtsdestoweniger auf das Geheimniß der Dreieinigkeit, und wenn die Dreieinigkeit oder die Mehrheit der Personen bestritten oder verneint wird, so gäbe es für den Plural dieses Wortes keinen Gebrauch in diesem Artikel von Gott.“¹⁾ Glassius, auf den sich Knapp berufen hat, schreibt: „Die Rabbinen werfen mit diesem Idiom (dem plur. majest.) der heiligen Schrift auch den Plural Elohim zusammen, von dem sie sagen, er werde dem Einen und allein wahren Gott seiner Ehre und Vortrefflichkeit wegen beigelegt. . . . Ihnen folgen auch einige christliche Ausleger. . . . Merkt aber: 1. daß der Name Elohim nicht ein nomen appellativum, sondern ein nomen proprium ist und in seiner eigentlichen Bedeutung nicht Herrschaft oder Oberhoheit bedeutet. Er darf also nicht unter die Regel von den nomina appellativa, welche Herrschaft bedeuten, gezogen werden. . . .“ Glassius bespricht dann die Stellen, in welchen der Name Elohim anderen Wesen als Gott beigelegt wird, und fährt fort: „2. Warum Gott sich in der Schrift diesen Plural beilegt, darf nicht aus der Psüke der menschlichen Vernunft noch nach willkürlich erdachten Regeln, sondern muß aus der purlauteren Wahrheitsquelle, nämlich dem geschriebenen Worte Gottes, erforscht und erkannt werden.“²⁾ In demselben Sinne verneint Glassius hernach in seiner Syntax, daß die Construction des Plurals Elohim mit dem Verbum im Singular als Enallage numeri zu fassen sei, und geht genau auf die einschlägigen Stellen ein.³⁾ Luther will das Elohim im Schöpfungsbericht nicht auf die Engel bezogen wissen, weil denen keine Schöpfermacht zukommt; er verneint, daß der Pluralis „um der Ehre und Reverenz willen“ in allen Sprachen gebräuchlich sei. „Eine solche kanzleiische Höflichkeit (daß ich es also nenne) hält ja der Heilige Geist nicht: so erkennet auch die heilige Schrift diese Weise zu reden nicht.“⁴⁾ Zu Gen. 35, 2. bemerkt er: „Wir sollen uns befleißigen, wenn wir die Bibel also lesen, daß wir unsere Lehre von den drei Personen in der Gottheit aus dem hebräischen Text vertheidigen und beweisen mögen. Denn also lauten die Worte aus dem Hebräischen: ‚Dixit Dii, fac Deo altare.‘ Die Götter sprach: Mache Gott einen Altar.“ Diese Redeweise will Luther nicht als mutatio personarum ansehen, sondern „an diesem Ort die Worte, wie sie an ihnen selbst lauten“, behalten.⁵⁾

Noch eine Menge von Belegen aus den Schriften Luthers und anderer alten Ausleger ließe sich beibringen, welche alle das ernste Bemühen erkennen lassen, die Scheidung, welche die Schrift selbst im Gebrauch des Namens Elohim vollzieht, festzuhalten, während bei den Neueren durch die Behauptung, Elohim sei ein Sammelname, alles durcheinandergeworfen wird.

1) Art. de Trin., S. 61 ff.

2) Phil. sacr., I. c.

3) Ibid., S. 424.

4) Leipz. Ausg., I, S. 320.

5) Ibid., II, S. 788.

Und nun darf man nicht vergessen, daß der Beweis aus dem Gottesnamen Elohim weder der einzige noch der stärkste alttestamentliche Beweis unserer alten Lehrer für die Dreieinigkeitslehre ist. Es ist wohl mit Bedacht geschehen, daß Luthardt sein abfälliges Urtheil über die Exegese der Alten durch die vorsichtige Clausel „fast durchweg“ eingeschränkt hat. Ganz hat auch dieser Gelehrte sich der Kraft der alttestamentlichen Aussagen und der Behandlung derselben durch die alten lutherischen Schriftausleger nicht verschließen können. Knapp imponirt die Menge der alttestamentlichen Beweisstellen. Nach einer Untersuchung dieser Stellen, die er in fünf Gruppen geordnet hat, gelangt er zu der allerdings noch recht lahmen Ueberzeugung, daß zwar keine der Stellen an sich betrachtet einen bündigen Beweis für die Dreieinigkeitslehre liefert, daß sie aber in ihrer Gesamtheit den Eindruck erwecken, daß wenigstens eine Mehrheit der Personen in der Gottheit in den jüdischen Schriften dunkel angedeutet sei.¹⁾ Hase hinwiederum ist bei der besonderen Klarheit einzelner Stellen nachdenklich geworden. Er faßt den alttestamentlichen Beweis der älteren Theologen in einer Weise zusammen, die den Letzteren ziemlich gerecht wird, wie man sich durch einen Vergleich des folgenden Citats mit dem in Baiers Compendium aus Kromayer²⁾ abgedruckten überzeugen kann. „Sie“ (die älteren Theologen), schreibt er, „berufen sich auf Stellen, wo, abgesehen vom pluralis majestaticus אֱלֹהִים, Gott in der Mehrzahl von sich redet: Gen. 1, 26. 3, 22. Jes. 6, 8.; wo er in sich selbst Subject und Object unterscheidet: Gen. 16, 7—13. 18, 1. ff. Ex. 3, 2—15.; wo er dreifach angerufen wird: Num. 6, 24. ff. Jes. 6, 3.; cf. Jes. 33, 6. 48, 12. Wichtigere als diese Stellen, die als grammaticalische Formen oder als poetische Parallelismen angesehen werden können, sind diejenigen, in denen dem Messias göttliche Kraft und Benennung, Jes. 9, 5. f. Jer. 23, 5. f. Micha 5, 1. Ps. 110, 1., und dem Heiligen Geist göttliche Wirksamkeit zugeschrieben wird, Gen. 6, 3. Ex. 31, 3. Num. 11, 29. 24, 2. 2 Sam. 10, 10. Jes. 11, 2. 42, 1. 48, 16. 61, 1. Ezech. 36, 26. f. Ps. 51, 12. ff.“³⁾ Erscheint nicht bei einer solchen Fülle von Beweismaterial die Behauptung, im Alten Testament stehe nichts von dem dreieinigen Gott, zum mindesten sehr gewagt? Ueber diese Menge von Schriftstellen ist im Zeitalter der Reformation eine gewaltige Literatur entstanden. Nur wenige Sterbliche werden die Neigung, Muße und Fähigkeit besitzen, dieses Material so zu durcharbeiten, daß sie dasselbe beherrschen und sich ein selbständiges und begründetes Urtheil darüber erlauben dürfen. Hier in America findet man zuweilen Theologen, die sich über Luthers Theologie auch öffentlich vernehmen lassen, die doch augenscheinlich in ihrem Lutherstudium nicht über die Tischreden hinausgekommen sind und selbst die in einer verzerrten Aus-

1) Christ. Doctr., S. 132 f.

2) Baler, II, S. 46.

3) Hutt. rediv., l. c.

gabe genossen haben. Die deutschen Gelehrten haben ja den Ruhm der Gründlichkeit; dennoch steigt einem bei einer umfassenden Verurtheilung eines altlutherischen Standpunktes, wie der, mit welchem sich dieser Artikel befaßt, die Frage auf: Hat man denn auch das, was man verwirft, alles gelesen, geprüft und wohl ermogen? Gerade Luther scheint in der theologischen Welt der Jetztzeit der am meisten gepriesene — und am wenigsten gelesene Schriftsteller zu sein.

Luther könnte z. B. der Neuzeit auch zeigen, wie man an Exegeten Kritik übt. Er rügt bekanntlich Unkenntniß der Sprachen und gewaltsame Exegese, z. B. an den Waldensern, an manchen der alten Kirchenväter, sogar an dem von ihm hochgeachteten Augustinus. Gerade in Bezug auf den alttestamentlichen Beweis für die Dreieinigkeitslehre schreibt er: „Und daß ich die Wahrheit sage, so die Juden Cyprianum und Hilarium lesen, können sie viel Dinges finden, so nicht gar bequemlich und füglich von ihnen angezogen und allegiret sind. Es haben aber solches die Väter in christlicher und guter Meinung geschrieben und wohl verstanden und gesehen, daß mit Widersachern und Feinden der Lehre also nicht zu handeln wäre, als mit solchen Zuhörern, so den Grund des Glaubens und fürnehmste Stücke nicht leugnen. Denn wenn ein Prediger seine Zuhörer unterweist und lehret, richtet er keinen Krieg und Kampf an, richtet aber zu eine Uebung und Rüstung zum Kampfe, darinnen man nicht scharfe Waffen, Spieße und Schwerter pfleget zu gebrauchen, sondern Kinderwaffen und Schwerter und Spieße aus Holz gemacht: da es aber an ein Treffen gehet, da muß man mit Stahl und Eisen, Waffen und Wehren wohl gerüstet sein. . . . Darum ist Lehren ein ander Ding und Vermahnen auch ein anderes. Die Rhetorica und Kunst, so zu Vermahnungen dienet, treibet oft Scherzwerk, und beut dir einen Knüttel, den du für ein scharfes Schwert ansiehst: die Dialectica aber und rechte Meisterschaft tritt zu Felde, und gibet ernstn Kampf für; darum sie denn dem Widersacher nicht Holz und Knüttel weist, sondern scharfe und spitzige Spieße und Schwerter. Und weil nun solches die Väter nicht überall gethan haben, sondern zu Zeiten unbequeme, zu Zeiten auch schwache Beweisungen, als unter ihren Schülern und Zuhörern den Artikel der Dreifaltigkeit zu gründen und zu beweisen, angeführt und gebraucht haben, führen die Juden dieses als eine gewisse und unüberwindliche Regel wider uns, daß von unsern Lehrern viel Sprüche der Schrift übel angenommen und angebracht werden, darum denn unsere ganze Lehre von der Dreieinigkeit unrecht und falsch sei. Und leugnen wir zwar nicht, daß die Väter etliche Dinge aus der Schrift unrecht und unbequem anführen: aber dennoch ist das auch nicht wahr und ungegründet, daß darum unsere Lehre unrecht sei.“¹⁾ Eine solche Gerechtigkeit, wie Luther den Auslegern vor ihm in seiner Kritik widerfahren ließ, findet man heute selten. Jede etwaige

1) Leipz. Ausg., II, S. 176.

„unbequeme“ Auslegung wird den alten Exegeten meistens mit einer Art Sanaansfreude aufs Kerbholz geschnitten.

Nun, Schaden kann ein solches Verfahren nur denen, die es treiben und die sich dadurch bestechen lassen. Dessenungeachtet wird man in der treu-lutherischen Kirche auch vor dem Volk aus 4 Mos. 6, 24—26. die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit darthun,¹⁾ und ihre Schriftforscher werden schon in dem *אלהים אחד* im ersten Satz der Schrift das mysterium Trinitatis in Unitate et Unitatis in Trinitate finden und anbeten.

W. H. L. Dau.

Eine Studie über den Kreuzestod unsers Herrn.

(Fortsetzung.)

Der Tod Christi war wirklich und wahrhaftig Gottes Tod; Gott selbst ist am Kreuz gestorben. Der Sohn Gottes hat den Tod am Kreuze nicht bloß so angesehen,²⁾ als ob er selbst gestorben wäre, sondern er hat selbst den Tod erlitten. Gott, aber nicht die Gottheit, ist gestorben; die Gottheit ist nicht etwa durch die persönliche Vereinigung mit der menschlichen Natur leidensfähig und sterblich geworden. Luther sagt, wenn die Vernunft geltend mache, daß die Gottheit nicht sterben könne, so müsse man das zunächst zugeben.³⁾ „Du sollst antworten: Das ist wahr.“ Es ist auch eine bedenkliche Redeweise, wenn man das Abstractum „Gottheit“ für das Concretum „Gott“ setzt und sagt: „Die Gottheit, welche mein Fleisch angezogen hat, steigt an das Ruchholz des Kreuzes.“ (Augustinus.) „Die Gottheit hat gelitten am Fleisch“ (Andrea, Brenz, Selnecker, die sich aber von Chemnitz eines Bessern belehren ließen). „Praestat ab hisce propositionibus abstractivis abstinere.“ (Gerhard.)⁴⁾ „Man muß wissen,

1) Vgl. „Homil. Mag.“, XVIII, S. 382.

2) Etwa, wie er die Leiden der Christen, welche sie um seinetwillen erdulden, so ansieht, 2 Cor. 1, 5.: „Wir haben des Leidens Christi viel“; wie er die Verfolgung seiner Kirche als eine Verfolgung seiner selbst ansieht und straft, Apost. 9, 4.: „Saul, Saul, was verfolgest du mich?“ — Zu dem zweideutigen Satze des Reformierten Tilenus: „Christus, in quo est deitas, conjunctam habens humanitatem, patitur“, bemerkte Dr. Walther in der Dogmatikstunde: „Kann das nicht auch von jedem gläubigen Christen gesagt werden?“

3) Aber nicht die Folgerung, welche die Vernunft aus diesem unbefrittenen Satze zieht.

4) Es kann aber ein ursprünglich abstracter Ausdruck nach allgemeinem Sprachgebrauch concrete Bedeutung erhalten haben; die Augustana versteht z. B. unter dem Ausdruck: „Eure Kaiserliche Majestät — Vestra Caesarea Majestas“ nicht die Hoheit und Würde, sondern die mit geziemender Ehrerbietung angeredete Person des Kaisers. So wird im Kirchenliede Leiden und Sterben der Majestät des Sohnes Gottes zugeschrieben: „Was uns die göttlich Majestät am heiligen

daß wir zwar sagen, Gott habe im Fleisch gelitten, keineswegs aber, daß die Gottheit im Fleisch gelitten habe.“ (Damasceus.) Während Athanasius an einer Stelle bekennt: „Nicht ein bloßer Mensch ist gekreuzigt, sondern der Sohn Gottes, der Gott ist“, schreibt er an einer andern Stelle: „Wer da sagt, die Gottheit des Sohnes sei leidensfähig, den verdammt die heilige Kirche.“ Nach dem Vorgange der Schrift wendet unser Bekenntniß, um recht unmißverständlich in dieser schwierigen Sache zu reden, die *particulas distinctivas* oft an: „Darum wahrhaftig der Sohn Gottes vor uns gelitten, doch nach Eigenschaft der menschlichen Natur — *secundum proprietatem humanae naturae*.“ Es ist zwar, wie Chemnitz bemerkt, nicht nöthig, bei jedem Satze die nähere Bestimmung ausdrücklich hinzuzufügen, aber der Zusammenhang muß ergeben, daß immer in diesem Sinne geredet werde.

Der Sohn Gottes ist gestorben nach seiner menschlichen Natur, darum war es wahrhaftig der Tod des Sohnes Gottes. Der Sohn Gottes hat in der Ewigkeit den Tod seiner menschlichen Natur beschlossen, er hat dann in der Fülle der Zeit in diesen Tod gewilligt, er hat den Satan, die menschlichen Feinde gewähren lassen, die Tödtung seines menschlichen Leibes nicht, wie er gekonnt hätte, verhindert. „Der Herr hat die gottlosen Hände der Rasenden nicht an sich gelegt, aber an sich gelassen.“ (Leo Magnus.) „Gleichwie er ein Mensch war, damit er versucht würde, so war er auch das Wort, damit er verherrlicht würde, obwohl zwar das Wort ruhte, als er versucht wurde, gekreuzigt wurde und starb.“ (Zrenäus.) Dieses Ausdrucks des Zrenäus, daß Christus litt und starb, indem seine göttliche Natur ruhte, „*ἡσυχάζοντος τοῦ λόγου* — *conquiescente Verbo*“, haben sich die späteren Kirchenväter, auch die Väter unserer Kirche, bedient, um das Verhalten seiner göttlichen Natur in seinem Tode nach der menschlichen Natur kurz zu bezeichnen. Dabei haben sie aber, wie Zrenäus selbst, einer Mißdeutung dieses Ausdrucks vorsichtig gewehrt. Die göttliche Natur hat sich nicht zurückgezogen, sich nicht etwa rein passiv verhalten, damit die menschliche Natur den Tod erleiden könne, sondern sie war zugegen und aufs höchste thätig. „Da zwar das Wort ruhte, jedoch mit dem Menschen zusammen war im Siegen, Leiden, Dienen, Auferstehen und Aufahren.“ (Zrenäus.) Die Gottheit hat die menschliche Natur aufrecht erhalten, gestärkt, daß sie die überschwere Last tragen konnte, hat ihr in dem übermenschlichen Kampfe zum Siege verholfen. Chemnitz bekennt sich (in „De duabus nat.“) zu jenem Ausdruck des Zrenäus und sagt von demselben: „Proponit admirandam illam obedientiam Filii Dei“, andererseits aber hebt er hervor, es sei kein bloßes *ἡσυχάζειν*, kein Ruhen der Gottheit, vielmehr eine *συνμαχία*, ein gemeinschaftlicher Kampf der gött-

Kreuz erworben hat.“ (Lied 122, 10.) „Darum, o Mensch, verachte nicht das große, schwere Leiden. . . ; schau doch, wie sich so treulich hat des Sohnes Gottes Majestät in Noth dein angenommen.“ (Lied 288, 12.)

lichen und menschlichen Natur gewesen. Der Versöhnungstod Christi war, wie das ganze Erlösungswerk, nicht ein Werk der menschlichen Natur des Sohnes Gottes, sondern ein Werk des Sohnes Gottes durch seine menschliche Natur. „Subveniat mihi sanctissima tua divinitas, quae humanam naturam in passione *sustinuit*, qua *requiescente* neque se *exserente* peractum est adorandum redemptionis meae mysterium, et quae sanctae tuae passioni infinitum *robur ac pondus addidit*, ita ut Deus *suo* sanguine me miserum sibi acquisiverit.“ (Gerhard, Med. sacr., XI.)

Der Sohn Gottes war weder im Sterben noch während der Zeit, da der Leib todt im Grabe lag, ohne sein Fleisch; er war auch im Tode weder von seiner menschlichen Seele, die mit dem Schächer im Paradiese war, noch von seinem menschlichen Leibe, der in der Felsenkammer ruhte, getrennt. Während das natürliche Band zwischen Leib und Seele durch den Tod zerissen war, blieben Leib und Seele durch das übernatürliche Band der persönlich vereinten Gottheit auch im Tode innig verbunden. „Weder der Tod noch alle Teufel konnten die zwei Naturen trennen noch von einander reißen.“ (Luther. Concordienformel, S. 693.) Den Leib Jesu sollten die Juden brechen und tödten, aber dieser Leib sollte deshalb nicht aufhören, ein Tempel, eine Wohnung Gottes zu sein, Joh. 2, 19. Auch in dem Leibe, welchen Joseph und Nicodemus in das Felsengrab betteten, wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig — *σωματικῶς*, Col. 2, 9. Der Sohn Gottes hat im Grab gelegen; nach 1 Theff. 1, 10. hat Gott „seinen Sohn . . . auferwecket von den Todten“, somit hat sein Sohn auch bei den Todten im Grabe gelegen. Wie wir mit Recht singen: „Gott selbst ist todt“, so singen wir auch der Schrift gemäß: „Gott des Vaters einig Kind wird ins Grab getragen“, „Dich hat jetzt ein Felsengrab, Fels des Heils, umgeben“. Das gehört zur seligen Erkenntniß Christi und seines Werkes: „O selig ist zu aller Frist, der dieses recht bedenketh, wie der Herr der Herrlichkeit wird ins Grab gesenket.“ (Lied 88, 1. 7. 93, 2.) Dieser Leichnam ist der Herr der Herrlichkeit, den alle Engel anbeten. Luther bekennt sich zu dem Satze des Gregorius, daß einer nicht irrte, so er Christum im Grabe gestorben anbetete, „denn der gestorbene und begrabene Christus war nicht allein Mensch, sondern auch wahrer Gott“. (XXII, 290.) Das ist freilich eine unausforschliche Tiefe göttlicher Weisheit. „Nullus finitus intellectus comprehendere potest, quomodo corpus Christi vere fuerit mortuum, ac nihilominus in media morte manserit Verbi, omnia vivificantis, proprium templum personaliter illi unitum.“ (Gerhard — Quenstedt. Vgl. Baier, ed. Walther, III, p. 88.)

Diese tröstliche Lehre der Schrift, daß Christi Leiden und Sterben das Leiden und Sterben des Gottmenschen, daß es ein wunderbares Leiden, ein einzigartiger Tod und darum auch von unvergleichlichem Werthe war, hat

Luther sonderlich wider die trostlose, schriftwidrige Lehre Zwinglis, daß nur der Mensch Christus gestorben sei, und daß es nur ein Spiel mit Worten, eine Redefigur sei, wenn man sage, Gott sei am Kreuz gestorben,¹⁾ so entschieden bekannt und so gewaltig vertheidigt, daß unser Bekenntniß, die Concordienformel, es für das geeignetste hält, Luthers Worte zu citiren und dieselben so zu einem Theil des öffentlichen Bekenntnisses unserer Kirche zu machen. Die Concordienformel schreibt zu Beginn des achten Artikels, nachdem sie darauf hingewiesen, daß die Controverse über die Lehre von der Person Christi ursprünglich von den Sacramentirern herrühre, indem diese Luthern gegenüber ihre falsche Lehre vom heiligen Abendmahl durch ihre ebenso falsche Lehre von Christi Person zu stützen suchten: „Als aber D. Luther solches widersprochen und gewaltig widerleget, wie seine Lehre und Streitschriften (in didacticis et polemicis suis scriptis) vom heiligen Abendmahl ausweisen, zu welchen²⁾ wir uns hiemit öffentlich sowohl, als zu seinen Lehrschriften bekennen.“ (Müller, S. 674 f.) Nach Inhalt und Form, in Bezug auf die Sache und auf den Ausdruck, in Theses und Antitheses ist Luthers Darstellung nach dem Urtheil unsers Symbols mustergültig. „Vergleichen Zeugnisse werden in D. Luthers Schriften, besonders aber im Buch: ‚Daß diese Worte noch feste stehen‘, und in der großen Bekenntniß vom heiligen Abendmahl gefunden, auf welche Schriften, als wohl gegründete Erklärungen der Majestät Christi, . . . wir uns um Kürze willen in diesem Artikel . . . gezogen haben wollen.“ (Müller, S. 694.) Der Irrthum sucht gerne eine Larve; auch Zwingli versteckte sich hinter Worten, die richtig verstanden werden konnten; Luther hat ihn entlarvt. „Weil . . . die Sacramentirer ihren schädlichen Irrthum verbergen, daß sie wohl die ganze Person nennen, aber gleichwohl nur bloß (ut sic dicamus: nudam tantum naturam) die eine Natur darunter verstehen und die andere Natur gänzlich ausschließen, als hätte die bloße (quasi nuda vel sola

1) Er nannte die Figur *Alloösis*; Luther nannte sie spottweise „die Frau *Alloösis* oder *Heterosis* oder vielleicht die gemeine *figura Narrosis*“. Zwingli erklärte diese Redeweise als „ein Abtauschen oder Gegenwechsel zweier Naturen, die in einer Person sind, da man die eine nennt und die andere versteht, oder das nennt, das beide sind, und doch nur die eine versteht“. Eine Auseinandersetzung dieser Sache schließt er mit den Worten: „Siehst du, lieber Luther, wie die allertheuersten Worte, die ewige Gottheit und wahre Menschheit Jesu betreffend, durch Figuren und tropos müssen in den rechten Sinn, der dem Glauben unverleßlich ist, geschickt werden.“ (Bei Frank, Theol. d. Concordienf.) Zwingli schreibt z. B.: „Num et Deus mori potest? Nequaquam. . . Redemptio proprie divinitatis est, ipsos vero mortis dolores et serumnas humanam naturam sustinere oportebat. . . Cum vero redemptionis mysterium corpori vel humanitati Christi tribuitur, hac ratione fieri consuevit, qua alterutrae naturae, quod alterius proprie est, tribuitur.“ (l. c.)

2) Nämlich Streitschriften; das Symbol bekennet sich mit Nachdruck auch zur Polemik Luthers, „quae nos non minus quam didactica hujus viri scripta approbamus“.

h. n.) menschliche Natur für uns gelitten . . . , wollen wir Dr. Luthers eigene Wort hie setzen, damit die Kirche Gottes wider solchen Irrthum zum besten (quam optime) verwahrt werden möge.“ (Müller, S. 682.) Diese Worte Luthers wollen denn auch wir jetzt „hie setzen“. —

„Das heißet Zwingel *alloeosin*, wann etwas von der Gottheit Christi gesagt¹⁾ wird, das doch der Menschheit zustehet, oder wiederum. Als Luc. 24: „Mußte nicht Christus leiden und also zu seiner Herrlichkeit eingehen?“ Hie gaufelt er“ (*nugatur*, treibt er seine possenhafte Kunst), „daß Christus für die menschliche Natur genommen werde. Hüte dich, hüte dich, sage ich, für der²⁾ *alloeosi*; sie ist des Teufels Larven,³⁾ denn sie richtet zuletzt ein solchen Christum zu, nach dem ich nicht gern wollt ein Christ sein,⁴⁾ nämlich daß Christus hinfort nicht mehr sei, noch thue mit seinem Leiden und Leben, dann ein ander schlechter“ (= gewöhnlicher, *alius quispiam*) „Heiliger. Dann wann ich das gläube, daß allein die menschliche Natur für mich gelitten hat: so ist mir der Christus ein schlechter“ (= werthloser, *non magni pretii*) „Heiland, so bedarf er wohl selbst eines Heilandes. Summa, es ist unsäglich, was der Teufel mit der *alloeosi* suchet.“ — „Ob die alte Wettermacherin,⁵⁾ die Frau Vernunft, der *alloeosis* Großmutter,⁶⁾ sagen

1) Nämlich nur gesagt wird, so daß es ein Spiel mit Worten, ein *modus loquendi* ist, wie man etwa sagt: Der Herr Doctor hat ein Haus gebaut; sein ärztlicher Beruf hat mit dem Hausbau nichts zu schaffen, die Bezeichnung „Doctor“. statt: „Herr N. N.“, ist da *modus loquendi*, weiter nichts.

2) So ist im Sinne der lateinischen Uebersetzung zu betonen: „*Cave . . . tibi ab ista alloeosi*“. Es wird damit das Schädliche und Schimpfliche dieser Verfehrung des Wortes Gottes angedeutet. Die Alten haben das Wort *Alloeosis* in einem andern, schriftgemäßen Sinn gebraucht, wie wir die *particulas distinctivas* verwenden; es werden von ein und derselben Person bald göttliche, bald menschliche Eigenschaften, Handlungen zc. ausgesagt, und zwar realiter ausgesagt, aber *κατ' ἄλλο καὶ ἄλλο*, bald nach der einen, bald nach der andern Natur. Uns ist durch Zwingli das Wort *Alloeosis* anrühlig geworden.

3) Wie die Schlange im Paradiese Maske und Larve des Teufels war, als er Gottes Wort verdrehte.

4) „Wer die Erniedrigung und das Leiden Christi bloß der Menschheit zuschreibt, der zerstört nicht bloß die Person, sondern auch das Werk Christi. Wenn in Christo ein bloßer Mensch gelitten hat, was bleibt dann noch übrig von Christi Erniedrigung? Schrumpft dann nicht alles zusammen auf etwas, das wir alle Tage sehen? Alles wirklich Werthvolle und Unbegreifliche ist dann dem Leiden Christi genommen. Daß ein bloßer Mensch arm, gering und klein und verachtet wird, sehen wir alle Tage.“ (Sechster Ver. d. Canada-Distr., S. 46.) Deshalb sagt Luther, die *Alloeosis* richte Christum so zu, daß er nicht gerne ein Christ bliebe, wenn es sich wirklich so verhielte.

5) Die in ihrem überklugen Stolge im Irdischen immer am Wetter etwas auszusetzen hat, im Geistlichen aber erst recht Gott und sein Wort meistern will. Das Betenntniß übersetzt: *venefica* = Giftmischerin, Hexe, die „kluge Frau“.

6) Die *Alloeosis* ist ein Kind des Unglaubens, und dieser ein Kind der stolzen Vernunft; „*rationis neptis est ipsa alloeosis*“.

würde, ja, die Gottheit kann nicht leiden noch sterben: sollt du antworten, das ist wahr, aber dennoch, weil Gottheit und Menschheit in Christo ein Person ist, so gibt die Schrift um solcher persönlicher Einigkeit willen auch der Gottheit alles, was der Menschheit widerfährt, und wiederum. Und ist auch also in der Wahrheit;¹⁾ denn das mußt du ja sagen, die Person (zeigt Christum" — monstrato Christo, indem man auf Christum, nicht etwa auf eine Natur, hinweist) „leidet, stirbet; nun ist die Person wahrhaftiger Gott, darum ist recht geredet: Gottes Sohn leidet. Denn obwohl das eine Stück (daß ich so rede), als die Gottheit, nicht leidet, so leidet dennoch die Person, welche Gott ist, am andern Stück, als an der Menschheit; dann in der Wahrheit ist Gottes Sohn für uns gekreuziget, das ist, die Person, die Gott ist, denn sie ist, sie (sage ich), die Person ist gekreuziget nach der Menschheit.“ — „Wo die *alloeosis* soll bestehen, wie sie Zwingli führet, so wird Christus zwei Personen müssen sein, ein göttliche und ein menschliche, weil er die Sprüche vom Leiden allein auf die menschliche Natur zeucht, und allerdings von der Gottheit wendet. Dann wo die Werk getheilet und gesondert werden, da muß auch die Person zertrennet werden, weil alle Werk oder Leiden nicht den Naturen, sondern der Person zugeeignet werden.²⁾ Dann die Person ist's, die alles thut und leidet, eines nach dieser Natur, das ander nach jener Natur, wie das alles die Gelehrten wohl wissen. Darum halten wir unsern HErrn Christum für Gott und Mensch in einer Person, non confundendo naturas nec dividendo personam, daß wir die Natur nicht mengen, und die Person auch nicht trennen.“ Schließlich führt das Bekenntniß eine Stelle aus Luthers Schrift „Von den Conciliis und Kirchen“ an, in welcher er alle Hauptpunkte in diesem Artikel an einem passenden Bilde veranschaulicht: „Wir Christen müssen wissen, wo Gott nicht mit in der Wage ist und das Gewicht gibt, so sinken wir mit unserer Schüssel zu Grunde. Das meine ich also: wo es nicht sollte heißen, Gott ist für uns gestorben, sondern allein ein Mensch, so sind wir verloren. Aber wann Gottes Tod, und Gott gestorben, in der Wagschüssel liegt, so sinket er unter, und wir fahren empor, als ein leichte ledige Schüssel; aber er kann auch wohl wieder emporfahren, oder aus seiner Schüssel springen; er konnte aber nicht in der Schüssel sitzen, er mußte uns gleich ein Mensch werden, daß es heißen könnte: Gott gestorben, Gottes Marter, Gottes Blut, Gottes Tod.“³⁾ Denn Gott in seiner

1) Nicht bloß verbaliter, wie Zwingli will, sondern realiter. Wie die Schrift es ausdrückt, so verhält es sich in der That. „Et sane revera ita res sese habent.“

2) Das Axiom: *Actiones et passiones sunt suppositorum*, haben die Alten gegen Nestorius geltend gemacht. Ein Nestorianer wollte Zwingli nicht sein, aber Luther weist hier nach, daß er es ist.

3) So wird man nach dem Zusammenhang hier doch wohl betonen müssen. Während nämlich im ersten Theil dieses Citats veranschaulicht werden soll, daß der Erlöser wahrer Gott sein mußte, damit sein Leiden und Sterben gewichtig oder

Natur kann nicht sterben, aber nun Gott und Mensch vereinigt ist in einer Person, so heißet's recht Gottes Tod, wann der Mensch stirbt, der mit Gott ein Ding oder eine Person ist."

Das alles ist nun freilich ein kündlich großes Geheimniß, ein Geheimniß, „darüber alle Reher den Kopf zerstoßen“. Wenn dieses Geheimniß der menschlichen Vernunft vorgelegt wird, so kann sie nicht anders, als an demselben sich stoßen und ärgern. Das Wort vom Kreuz ist den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. Man hat eine aus den ersten Zeiten des Christenthums stammende Caricatur des Kreuzes aufgefunden, mit welcher ein heidnischer Soldat oder Sklave den Glauben seines christlichen Kameraden verspotten wollte; er frigelte nämlich ein Kreuz an die Wand, an dieses Kreuz dann eine menschliche Figur mit einem Eselskopfe,¹⁾ vor dem Kreuze einen betenden Christen, und unter die Caricatur schrieb er die Worte: „Alegamenos betet seinen Gott an.“ Das ist ein Zeugniß von dem Aergerniß, welches Hohe und Niedrige in der Heidenwelt am Kreuze Christi, an dem Glauben der Christen an einen Gekreuzigten nahmen. „Wenn wir Schritt für Schritt in unserer Betrachtung diese Person, diese hohe Person im Auge behalten, so wird für die natürliche Vernunft das Geheimniß nur desto dunkler, der Anstoß, das Aergerniß um so stärker. Ueber einen Gekreuzigten sieht man noch hinweg, wenn man ihn eben als einen Verfluchten gelten läßt. Aber Jesus, der Heiland, Christus, ja, Gott am Kreuze, ein Gekreuzigter, den man anbeten soll: das ist für die menschliche Vernunft der Inbegriff aller Thorheit, das ärgert den natürlichen Menschen.“ (Stöckhardt, „Passionspredigten“, II, S. 19.)

Denen, die berufen sind, ist der gekreuzigte Christus kein Aergerniß, sondern göttliche Kraft, und keine Thorheit, sondern göttliche Weisheit; das Evangelium, welches ihnen das Kreuz Christi vorstellt, haben sie im

werthvoll genug sei und er alles vollbringen und wieder aus der Schüssel springen könne, soll in dem zweiten Theil gezeigt werden, daß er zugleich wahrer Mensch sein mußte, damit er überhaupt in der Schüssel sitzen, das heißt, für die Menschen eintreten, für sie leiden und sterben könne. Christus ist wahrer Gott, darum kann man sagen: Gott gestorben, Gottes Marter, Blut und Tod; aber in Christo ist Gott Mensch, darum konnte es dazu kommen, daß man sagt: Gott gestorben, Gottes Marter, Blut und Tod. Die lateinische Uebersetzung, die jedenfalls keine wörtliche ist, scheint demnach auch den Sinn Luthers nicht getroffen zu haben mit den Worten: „*Ut vere et recte de ipsius passione*“ (diese Worte stehen nicht im Deutschen) „*dici posset: Deus mortuus est, Dei passio, Dei sanguis, Dei mors.*“ Hier wird offenbar der Ton wieder auf Deus, Dei gelegt; es ist also eine Wiederholung, die nicht gut in den Zusammenhang und zum Fortschritt des Gedankens passen will.

1) Onocoetes war bei den Heiden ein Spottname Christi. Vgl. Georges' lateinisches Wörterbuch, wo bei genanntem Worte Stellen aus Tertullian citirt werden. Nach demselben Kirchenvater wurden die Christen von den Heiden zum Spotte „*crucis religiosi*“, Kreuzheilige, genannt. (S. Walthers, „Pastorale“, S. 132, Citat aus Gerhard.)

Glauben ergriffen. Mit dem Hauptmanne und andern, die unter dem Kreuze gläubig geworden waren, bekennen sie von dem für sie gestorbenen Heilande: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch gewesen und Gottes Sohn.“¹⁾ „Nach der heiligen Schrift sagen wir, daß zwei Naturen in Christo sind, aber nur Eine und nicht zwei Personen; daß also diese Person, Gott und Mensch, gelitten hat, item, Gottes Sohn und Marien Sohn gekreuziget sei. . . . Dieweil denn St. Paulus und die heilige Schrift also reden, so sollen wir ohne Scheu auch also reden und gläuben, und wer diesem Buch der heiligen Schrift gläubet, der wird nichts dawider mußen.“ (Sechster Ber. d. Canada-Distr., S. 45.) Wenn Gott nicht selbst in seinem Worte so redete, wer dürfte es wagen, wer müßte sich nicht scheuen zu sagen: „Gott selbst ist todt, unser Gott, den wir als den Herrn Himmels und der Erde anbeten, ist am Kreuz gestorben“? Auf Grund und nach Vorgang der Schrift aber singt und sagt nun die Christenheit ohne Scheu vom Tode Gottes — und alle Christen singen und sagen es von Herzen mit und mußen nichts dawider. Eine falsche Scheu spricht z. B. aus den Worten Thomasius' („Christi Person und Werk“, bearb. von Winter, II, S. 65): „Es ist ein vielleicht zu kühner, aber doch wahrer Ausdruck dafür, wenn unsere Kirche singt: ‚O große Noth, Gott selbst ist todt.‘“²⁾ Dr. Walther schreibt („Lehre u. Wehre“, 27, S. 155): „‚Gott selbst ist todt.‘ An diesem echt biblischen und lutherischen Satz eines unserer schönsten Kirchenlieder stoßen sich bekanntlich viele, welche gut lutherisch sein wollen, und beweisen damit, daß sie im besten Falle Nestorianer³⁾ sind. In der ‚Hannoverschen Pastoral-Correspondenz‘ vom 22. Januar werden Parallelen selbst aus reformirten Gesangbüchern angeführt. Wir lesen daselbst u. a. Folgendes: ‚So singt der Congregationalist Isaac Watts: Alas! and did my Saviour bleed, and did my Sovereign die? Well might the

1) So nach der „Passionshistorie“ durch Zusammenstellung von Luc. 23, 47. („Fürwahr, dieser ist ein frommer — *dikaios* — Mensch gewesen“) und Matth. 27, 54. („Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen“). Den trefflichsten Text für eine Predigt bietet aber die Relation des Marcus, Cap. 15, 39.: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen.“

2) Noch schlimmer als sein Urtheil, daß dieser Ausdruck „vielleicht zu kühn“ sei, ist seine Vertheidigung desselben, welche er folgen läßt: „Von unserer“ (des Thomasius) „christologischen Anschauung aus läßt er sich wohl rechtfertigen.“ Er will sagen: Was in dem Munde der Väter allzukühn war, weil sie nicht die rechte Erkenntniß von Christi Erniedrigung hatten, das können wir mit vollem Rechte sagen, weil wir erkennen und lehren, daß die Gottheit durch die Menschwerdung sich erniedrigt hat.

3) Nach Luthers Urtheil war Nestorius ein „grober Narr“, der die Konsequenzen seiner falschen Lehre nicht erkannte. „Er meint Christum mit rechtem Ernst; aber nach seinem Unverstand weiß er nicht, was und wie er redet.“ (XVI, 2226.) Mit denen, die jetzt nestorianische Lehre führen, steht es zumeist so, daß sie alle Konsequenzen erkennen und gerade diese betonen; sie wollen ohne die Sühne eines Stellvertreters und eine auf diese gegründete Vergebung der Sünden vor Gott bestehen.

sun in darkness hide and shut his glories in, when *God, the mighty Maker, died for man, the creature's, sin.* Ferner der Methodist John Wesley: *The day of Christ, the day of God we humbly hope with joy to see washed in the sanctifying blood of an expiring Deity.*¹⁾ Wir haben die Verse mitgetheilt, damit die Leser erkennen, wie diese Dichter aus ihrem Herzen singen und, freilich unwillkürlich, Anklage erheben gegen die Leichtigkeit, mit welcher jetzt auch die lutherischen Theologen den Segen ihres Kirchenliedes fahren lassen.“¹⁾ An einer andern Stelle zeigt Dr. Walther, wie man einen einfältigen Christen, der nicht an der lutherischen Lehre von Christi Tod irre geworden sei, aber an dem Ausdruck: „Gott selbst ist todt“ Anstoß nehme, vor allen Dingen daran erinnern müsse, „daß ja die heilige Schrift auch von Gott sage, er habe sein Blut vergossen, von dem Fürsten des Lebens, er sei getödtet worden, von dem Herrn der Herrlichkeit, er sei gekreuzigt worden. . . Dies alles seien aber dem ‚Gott selbst ist todt‘ ganz offenbar vollkommen analoge Sätze“. („Lehre und Wehre“, 20, S. 340.) Es ist bemerkenswerth, wie oft in unsern Passions-, Beicht-, Sterbeliedern und sonst im Gesangbuche der Gedanke, daß es Gottes Tod war, wiederkehrt; viele dieser Stellen sind im Ausdruck ebenso „kühn“ wie die wegen ihrer markanten Form auffälligste und bekannteste: „O große Noth! Gott selbst ist todt.“ Es heißt z. B.: „Gott wird gefangen.“ (Lied 75, 5.) „Sieh, der wahre Gottessohn ist für dich ans Holz gehängt.“ (81, 2.) „Laß auf deinen Tod mich trauen, o mein Gott.“ (77, 5.) „Es hat sich selbst der wahre Gott für mich verloren Menschen gegeben in den Tod.“ (94, 2.) „Und ob auch schon der Gottessohn ist in die Fers gestochen.“ (114, 2.) Ferner das ganze Lied 246. 288, 7—12. 315, 5. 321, 6. 338, 1. 2. 375, 11. 67, 1., vgl. mit B. 8. (Jehova ist zu sterben bereit) und B. 10. 104, 1. (Gott hat uns durch sein Sterben frei gemacht) und v. a. So redet die Kirche, so wollen wir reden „ohne Scheu, dieweil die Schrift also redet, und wollen nichts dawider mucken“. Es gilt hier, was Chemnitz bei einem andern Stück von der Lehre über Christi Person sagt, daß er nämlich, wenn er nicht in der Schrift ein ausdrückliches Wort dafür habe, weder den Muth noch den Willen besitze, etwa aus bloßen Schlußfolgerungen gewisse Sätze aufzustellen; es sei das Sicherste, „*intra metas divinae patefactionis in verbo nobis traditae simpliciter, religiose ac sollicitè se continere*“. Frank schreibt (soll es Lob oder Tadel sein?) in „Theol. d. Concordienf.“: „Jene Theologen“ (unserer lutherischen Kirche), „indem sie entsprechend dem Schriftbefunde thetisch neben einander stellten, was dem menschlichen

1) Man möchte denken, in dem Munde dieser reformirten Dichter seien diese Ausfagen nur Redensarten, propositiones verbales, aber über einen bloßen modus loquendi wird man doch nicht so erstaunt sein und nicht sagen, daß die Sonne vor Verwunderung über denselben ihren Schein verloren habe; von einem leeren Wortspiel erwartet man keine Reinigung von Sünden.

Verstande zu fassen schwer ankommt, machten sich über die Schwierigkeiten solchen Verständnisses viel weniger Gedanken, als dies die Theologen der Gegenwart zu thun pflegen, weil sie das „*differe in aeternam scholam*“ besser als diese gelernt hatten.“ Chemnitz schreibt nämlich schön in „*De duabus nat.*“, er wolle alle Stücke des Geheimnisses von Christo aus der Schrift lernen und sich dabei beruhigen, erschöpfen könne er es nicht; was er jetzt nicht wisse und verstehe, wolle er „*differe et rejicere ad magnam illam coelestem, aeternam et illustrem scholam, ubi gloriam Christi salvatoris et fratris nostri ad faciem, sicut est, videbimus*“. Auslernen werden wir es nicht einmal in jenem Leben. Luther schreibt: „Es läßt auch Christus, die ewige Gerechtigkeit, sich mit einer Predigt oder Gedanken nicht fassen oder ausgründen, denn es ist eine ewige Kunst, die weder hier noch in jenem Leben kann ausgelernt werden.“ (VII, 2270.) Das hält ihn aber nicht ab, und soll uns nicht abhalten, „diesen Artikel für und für zu handeln“. Es ist dem Glauben ein Genuß, durchs Wort schon hier in dieses Geheimniß zu schauen. „Mir soll meines Jesu Pein meine Kunst und Weisheit sein. Das Geheimniß seiner Liebe ist die Schul, da ich mich übe.“ (Lied 90, 2.) „*Miremur haec, non curiosius rimemur; introspicere cupiamus, etsi totum non capiamus; fateamur potius nostram ignorantiam, quam Dei negare velimus potentiam.*“ (Gerhard, Med. sacr., XIV.) Wir bitten den Herrn selbst: „Ach, mein Jesu, pflanze weiter dieses Wissen in mein Herz. . . . Endlich, wenn des Todes Grauen alles Wissen von mir treibt, so laß meine Augen schauen diesen Trost, der ewig bleibt. Jesu Leiden, Kreuz und Pein soll mein letztes Wissen sein.“ (Lied 90, 7. 8.) Fr. B.

(Fortsetzung folgt.)

Die Apologie der Concordienformel.

(Schluß.)

Während Tim. Kirchner in Heidelberg die beiden übernommenen loci von der Person Christi und vom heiligen Abendmahl gegen die Bremer ausarbeitete, wurde die Apologie in den bedeutendsten theologischen Facultäten und auf Conferenzen aufs sorgfältigste geprüft und censirt. Einige wünschten eine andere Anlage und Ordnung, andere baten, man möchte die gegnerischen Antihesen ausführlicher berücksichtigen, im Großen und Ganzen aber fand die Schrift der Censoren ungetheilten Beifall. Auch die theologische Facultät zu Rostock, deren Bedenken später von den Gegnern der Apologie entstellt und verfälscht in den Druck gegeben wurde, erklärte: „daß wir in Verlesung der Apologien mit herzlichster Freude vernommen, daß der beider diesem Buch einverleibter Hauptartikel, von der Person

Christi und vom heiligen Abendmahl, Erklärung mit dem heiligen göttlichen Wort und dessen treuen Lehrers, Dr. Martin Luthers, Schriften . . . im Grund und Summa übereinstimme“. (Hutter, l. c., S. 277.)

Eine Censur jedoch blieb aus, nämlich die der theologischen Facultät an der Julius-Universität zu Helmstädt, deren Haupt der langjährige Streiter für lutherische Lehre Tilemann Heshus war. Und dieser Umstand gab zu den ernstesten Sorgen Anlaß. Zwar hatte Heshus die Concordienformel unterschrieben. Ja, als unter seinem Namen Seitens der Calvinisten eine Schrift, in der die Friedensformel arg mitgenommen wurde, ausgesprengt worden war, hatte Heshusius diese Schrift nicht nur öffentlich desavouirt in einem „Bekentniß . . . von der Formula Concordiae, Wider das Gottlos und lesterlich gebicht des falschen Brieffs. Dreßden, Anno 1578“, sondern auch geschrieben: „Was ich, Tilemannus Heshusius, von der im Kloster zu Verga verglichenen Formula Concordiä halte, so sage ich rund und richtig in diesem offenen Druck für der ganzen Christenheit, daß ich keinen Irrthum noch falsche Lehre in der Formula Concordiä kann finden, vielmehr lese ich darin gesunde, reine, heilsame und wahrhaftige Lehre, die mit den Schriften der Propheten und Apostel übereinstimmt, auch aus dem Brunnen Israel genommen ist. Und sage rund und klar, das Buch Concordiä sei nicht ein Pandora oder Gefäß, darin alles Unglück stecke, sei nicht ein gottlos Buch, wie der falsche, verlogene Briefdichter, der meuchliche Calvinist, unter fremdem Namen ausspeiet, sondern sei ein christlich, tapfer, herrlich, nützlich und nöthig Buch, darin die rechte, gesunde Meinung von den fürgefallenen Religionsstreiten ausführlich und gewaltig erkläret und aus rechtem Grund göttlichs Wortis erwiesen, die falsche, irrige und schädliche Meinung aber, so bisher allen Jammer in der Kirche angerichtet und viel einfältige Herzen jämmerlich verführet hat, deutlich und klar verworfen und verdammet, auch mit starken und festen Zeugnissen der Schrift widerlegt und ganz zu Boden gestoßen wird. Darf derwegen wohl Troß bieten allen Sacramentsfeinden und andern Rottengeistern, daß sie sich an dies Buch machen.“ Allein, Heshus hatte doch noch einige Desideria für das neue Bekenntniß gehabt, die ihm nicht gewährt worden waren, unter denen die namentliche Bezeichnung aller Irrlehrer, die die Lehre seit Luthers Tod verderbt hatten, das vornehmste war. Auch hatten die Helmstädter eine allgemeine Synode aller Glaubensverwandten zur schließlichen Annahme der Concordienformel gefordert; und auch dies war ihnen versagt worden. Hierdurch waren sie der Formel etlichermaßen entfremdet worden. Und Herzog Julius von Braunschweig schürte das Feuer. Aber auch das hatte seine besonderen Gründe. Am 5. December des Jahres 1578 hatte Julius nämlich zum Entsetzen der ganzen lutherischen Kirche und zum Gespött aller Feinde seine drei Söhne nach päpstlichem Ritus tonsiren und zugleich Heinrich Julius, den ältesten Prinzen, mit katholischen Ceremonien zum Bischof des Stifts Halberstadt weihen lassen.

Das war nicht etwa aus dem Grunde geschehen, weil Julius vom Lutherthum zum Pabstthum abgefallen wäre, sondern weil er die reichen Einkünfte des Stiffts seinem Hause zuwenden wollte. Dieser Fall war um so ärgerlicher, als der Fürst lange der vornehmste Beförderer des Concordienwerths gewesen war. Mit aller Entschiedenheit hatten Chemnitz und Kirchner — welcher letzterer damals Professor in Helmstädt war — die That gerügt. Chemnitz sagte dem Fürsten, weil er unbußfertig blieb, den vom Fürsten geleisteten Gehaltszuschuß von 200 Thalern auf, und der Fürst brach allen Verkehr mit Chemnitz ab. Nur die freie Reichsstadt Braunschweig schirmte diesen gegen den Zorn des Landesherrn. Kirchner wurde schon im Januar 1579 seines Amtes enthoben und mußte das Land räumen. Hefhusius' Stellungnahme in diesem bösen Handel ist nicht ganz klar. Sein College aber, Dan. Hofmann, entschuldigte des Fürsten That. Beide gewannen die Gunst ihres Herrn und wurden an Chemnitz' Stelle dessen Berather. Weil aber auch die lutherischen Fürsten Julius wegen der antichristlichen Weihung seines Sohnes monirten, gerieth er ebenfalls zu diesen in ein gespanntes Verhältniß. — Kaum war das Concordienbuch im Druck erschienen, als die Helmstädter wegen Veränderungen, die am Texte der Formel seit Einholung der Unterschrift vorgenommen worden seien, heftige Beschwerde führten. (Den 23. October 1580. Vgl. Hutter, l. c., S. 358.) Als nun gar die Helmstädtische Censur der Apologie ausblieb, sahen die Beförderer der neuen Schrift, daß besondere Schritte gethan werden mußten, Julius und seine Theologen zu gewinnen und somit einen Bruch unter den Bekennern der Augsburgerischen Confession zu verhüten. Einem von Julius auf den 9. Mai nach Uelssen ausgeschriebenen Convent vorzubeugen, wurde beschlossen, eine Zusammenkunft der Erfurter Apologeten mit den Helmstädtern, resp. Hefhus, und mit den Rostockern, resp. Dr. David Chyträus, in Braunschweig zu arrangiren, und Julius von Braunschweig und Ulrich von Mecklenburg wurden ersucht, genannte Theologen dazu zu deputiren. Schon vor dem bestimmten Termin, den 21. Mai, waren Kirchner, Selnecker und Chemnitz zur Conferenz versammelt und prüften und feilten die durch Kirchner seit der Erfurter Zusammenkunft vollendete Widerlegung der Bremer „Verantwortung“, die sie dann am 16. Mai Julius mit der Bitte um Censur zusandten. Als Hefhusius und Chyträus ausblieben, nahmen sie die eingelaufenen Censuren der Apologie, des sogenannten Erfurter Buchs, vor sich und bearbeiteten dieses noch einmal nach denselben. Auch wurde das von Selnecker gesammelte und mitgebrachte Material der *Historia Augustanae Confessionis* sorgfältig gesichtet und geordnet. Auf die am 30. Mai eingetroffene Instruction ihrer Churfürsten, sich auf Julius' Ersuchen nach Helmstädt zu begeben, „sintemal Hefhusius Leibeschwachheit wegen hieher gegen Braunschweig nicht verreisen könnte“, warteten die drei Theologen einige Tage vergeblich auf eine Einladung, knüpften mit Hefhus und Julius brieflich an, „um auf diese Weise inne zu werden,

was für wäre, und wo man doch endlich mit diesem Verzug und silentio hinaus wollte“, und bekamen schließlich am 13. Juni „ein Schreiben von Dr. Heshusio . . ., in welchem er uns zuschreibet, daß sein G. Herr einen conventum angestellet, in dem de adornanda Apologia sollte gerathschlaget werden, ihm auch von theologis und politicis zugeordnet, und sollte solcher conventus den 19. Junii zu Helmstädt angehen, zu welchem conventu er, Heshusius, uns berufe“. Einen solchen Convent zu besuchen, hatten die Theologen keinen Auftrag, noch weniger, mit Heshus eine neue Apologie zu verfertigen. Dies erklärten sie dem Heshus und Julius, erboten sich auch wiederholt, mit Heshus in Helmstädt oder auch zu Ummendorf, wo Andreas von Meyendorf die Theologen privatim zusammenführen wollte, zur Fertigstellung der bereits censirten Apologie zu conferiren; doch blieb alles fruchtlos. Wie es scheint, scheiterte das Unternehmen nicht sowohl an Heshus als am Fürsten selbst. Heshus erklärte nämlich gegen Dr. Polykarp Leyser, der in jenen Tagen in Helmstädt vorsprach: „daß sein gnädiger Herr es nicht gestatten wollte, gegen Braunschweig zu kommen, und daß, wann er gleich erscheinen sollte, nicht alleine . . ., sondern mit-sammt sein collegis kommen müßte, die er von sich in dieser Sachen nicht könnte scheiden lassen“. (Hutter, l. c., S. 278 ff.) Die Apologeten schließen am 2. Juni 1582 ihren Bericht an die drei weltlichen Churfürsten über diesen traurigen Handel mit folgenden Worten: „Weil wir dann aus dem allen, was bishero erzählet, augenscheinlich und greiflich haben spüren können, daß es Gottes Wille nicht wäre, daß solche Zusammenkunft einen Fortgang haben sollte, daß auch etwas anderes darunter gesucht, also sind wir in unserer befohlenen Arbeit desto getroster fortgefahren und (haben) in der Furcht und Anrufung Gottes das Werk richtig gemacht, wie es durch Gottes Gnade nunmehr ist, und Churf. G. unterthänigst hiemit zugeschiedet wird.“ (l. c.) Ohne Frucht war die Conferenz in Braunschweig nicht gewesen: die Apologie war vollständig umgearbeitet und auf fünfzehn Capitel erweitert, die Schrift gegen die Bremer vollendet, die Historia Augustanae Confessionis bis zum Jahre 1561 geführt, dazu die von Kirchner verfaßte Vorrede geprüft und gebilligt worden.

Aber auch Herzog Julius und Heshus hatten während dieser Tage nicht gefeiert. Auf dem Schloß Schöningen hatten sie im Beisein einiger Vertrauter noch einmal eine sorgfältige Vergleichung und Prüfung der früher geschriebenen, von ihnen unterzeichneten und im Jahre 1580 gedruckten Formula Concordiae, sowie der Verantwortung des Chemnitz vom 7. November 1580 angestellt, auch die zugesandte Apologie und die „Widerlegung der vermeinten Entschuldigung der Prediger zu Bremen“ einer scharfen Censur unterworfen. Als Resultat dieser Arbeit gingen den drei lutherischen Churfürsten Seitens des Herzogs Julius Ende August 1582 „General Erinnerung von Concordien-Werk, wie auch speciales notationes von der Apologia des christlichen Concordien-Werks“ zu, die ihnen unmißverständ-

lich darthaten, daß der Braunschweiger Fürst und seine Helmstädter Theologen zum Concordienwerk in ein höchst kritisches Verhältniß getreten waren. Sollte nicht den Feinden der Wahrheit ein neues Lachen zugerichtet werden, dann mußte man sich um der Braunschweiger willen vor Veröffentlichung der Apologie zu einem größeren Convent bequemen, auf dem die erhobenen Beschuldigungen befehen und die Parteien womöglich verglichen würden. Um Hefhusius' und Chemnitz' willen, die beide betagt waren, einigten sich die Churfürsten auf Quedlinburg als den Ort der Zusammenkunft. Ihre Theologen und Rätthe sollten schon am 21. December 1582, die Verordneten der Herzöge von Mecklenburg und Braunschweig aber am 6. Januar 1583 dort eintreffen. Die Instruction der Churfürsten an ihre Theologen ging dahin, „sich mit einander freundlich und christlich zu unterreden und zu vergleichen, welchergestalt die ausgesprengten Lasterbücher wider das christliche Concordienbuch mit Vermeidung aller anderen Affecte und Personalitäten aus Gottes Wort gründlich zu widerlegen und die allbereit zu diesem Ende gefaßte Apologie zu verbessern, und daß die Unsern mit den Braunschweigischen Theologen zu accordiren allen menschlichen möglichen Fleiß anwenden sollten“. (Heppes, I. c., S. 302.) Am Colloquium theilnahmen sich, außer den politischen Rätthen, die Theologen Tim. Kirchner und Wilhelm Zimmermann von Heidelberg; Nicolaus Selnecker von Leipzig und Polycarp Leyser von Wittenberg; Christoph Körner von Frankfurt a. d. Oder und Martin Chemnitz von Braunschweig; Tilemann Hefhus, Daniel Hofmann, Basilus Sattler und andere aus Helmstädt. David Chyträus aus Rostock, der auch erwartet worden war, blieb aus. Am 24. December wurde die Borconferenz der churfürstlichen Theologen auf dem Quedlinburger Rathhaus eröffnet. Da die Theologen jedes Churfürsten bereits eine Confutation der helmstädtischen Klagepunkte mitbrachten, wurden diese Schriften zuerst conferirt und eine gemeinsame Widerlegung der Helmstädter verfaßt, die in Gutters „Concordia Concors“ nicht weniger als 59 Folioseiten ausmacht. Sechs Gründe machten die Helmstädter geltend, die eine allgemeine Synode aller Theologen Augsburger Confession dringend erheischten: 1. Die Veränderung des gedruckten Concordienbuchs; 2. die Namensnennung aller Irrlehrer seit Luthers Heimgang mit Angabe ihrer irrigen Schriften; 3. die Ubiquität, das heißt, die vermeintlich im Bekenntniß und in der Apologie verdeckt enthaltene Irrlehre, daß Christi menschlicher Leib überallhin ausgedehnt und in allen Creaturen sei; 4. etliche unbequeme Reden Dr. Luthers, die im Bekenntniß Aufnahme gefunden hätten; 5. welcher Proceß in Religionsfachen einzuhalten sei, daß nämlich die Formula Concordiae, wie auch die Apologie zur endgültigen Annahme einer allgemeinen Synode vorgelegt werden müßten; 6. von der verfaßten Apologie.

In der Beantwortung dieser Gründe gingen die churfürstlichen Theologen mit bewundernswerther Lindigkeit auf jeden Punkt ein und zeigten,

wie keiner derselben von solcher Tragweite sei, daß die Berufung einer allgemeinen Synode dadurch benöthigt würde. 1. Der Unterschied zwischen dem von den Helmstädtern unterzeichneten geschriebenen und dem gedruckten Exemplar des Concordienbuchs sei größtentheils auf Schreibfehler zurückzuführen; im neuen Druck sollten diesbezügliche Stellen geändert werden. Im Interesse des Synergismus aber sei keine Emendation angebracht worden. Luthers Trau- und Taufbüchlein sei ausgelassen worden, weil die Formula Concordiae auf eine Vergleichung der Dogmata, nicht aber der Ceremonien gerichtet gewesen sei, diese aber nicht in allen Kirchen der Augsburgerischen Confession gleich seien. Doch hätten sich die Churfürsten mittlerweile geeinigt, „daß denjenigen, welche das Trau- und Taufbüchlein Dr. Lutheri in ihren Kirchen behalten wollen, freistehe, dasselbe zu gebrauchen, und zu dem Catechismo Lutheri zu drucken, den andern Kirchen . . ., da solche Ceremonien nicht im Gebrauch sind, freistehe, dieselben Büchlein davon zu lassen“. — Die lateinische Uebersetzung der ursprünglich deutsch geschriebenen Concordienformel sei von dem dazu beauftragten Dr. Lucas Osiander. Aber schon vor Ankunft der Helmstädter sei dieselbe „sammt den dictis patrum revidirt und verbessert“. Der Appendix sei jedoch nur eine Beigabe, nicht ein integrierender Theil des Concordienbuchs. — Die ungeänderte und ins Concordienbuch aufgenommene Augsburgerische Confession sei authentica, nicht aber die geänderte. Diese sei nach jener auszulegen. — Schließlich wurde das damnamus der Concordienformel noch einmal ausführlich im Sinne der Präfation erläutert. 2. Es sei nicht nur ein unnöthig, sondern schier ein unmöglich Werk, die Namen aller Lehrer der Augsburgerischen Confession, die etwas Unrechts oder auch improprium geschrieben, ihre Bücher, Blätter und formalia verba anzugeben. Hier genüge These und Antithese. Damit sei selbstverständlich der Nominalelenchus keinem Diener Christi genommen. 3. Dieser Punkt war der schwerwiegendste, der Vorwurf falscher Lehre in der Concordienformel wie auch in der Apologie. Es wurde durch ausführliche Citate dargethan, daß Heshus in seinen gedruckten Schriften vom heiligen Abendmahl und von der Majestät des Menschen Christi genau so lehre wie die Concordienformel und die Apologie; daß die Lehre des Bekenntnisses durchaus schriftgemäß sei. Ausdrücklich wurde der Vorwurf der Ausspannung der Substanz des Leibes Christi abgewiesen mit den Worten: „Und anfänglich hat es die Meinung ganz und gar nicht, daß die Apologia eine solche Erfüllung alles, oder Allgegenwart, lehren und vertheidigen sollte, daß die Substanz des Fleisches Christi in allen Creaturen, in Sonne und Mond, in omnibus pecoribus campi, volatilibus coeli, piscibus maris, lignis, lapidibus, herbis, cantharis cerevisiariis sein oder stecken sollte. . . . Nochmals erklärt sich die Apologia . . . mit runden Worten dahin, daß wir auch nicht lehren, glauben oder halten, daß Christus mit seinem Leib, da er noch in Mutterleibe war, zugleich in Herodiadis und aller Weiber und Jungfrauen Leiber

gewesen, wie von etlichen uns vorgeworfen; item, daß er auch mit seinem heiligen Leibe, da er zu Jerusalem an der Schädelstätte gekreuzigt, nicht sei zu Rom, zu Athen oder allenthalben gewesen, und was dergleichen Calumnien mehr sind, so auf das Concordienbuch und die sich dazu bekennen, von den Widersachern ausgesprengt worden, welche Erklärung wir hiermit wiederholen müssen, damit wir nicht unbilliger Weise mit solchen und dergleichen Beschuldigungen ohn einige gegebene Ursache belegt werden mögen.“ 4. Die unbequemen Reden Lutheri betreffend, wurde gezeigt, daß die betreffenden Reden nicht unbequem, sondern auf die Schrift gegründet und ihr entnommen seien, und „daß Dr. Luther keineswegs incidenter oder zufälliger Weise den Artikel vom Sizen zur Rechten Gottes und göttlichen Majestät der menschlichen Natur in Christo . . . in dem Streit wider die Sacramentirer gebraucht, sondern in Widerlegung der Sacramentirer Irrthum denselben zum gewissen, beständigen und unwidersprechlichen Grund gelegt habe; welcher auch außerhalb der Lehre vom heiligen Abendmahle für sich selbst bestehet und nicht anders kann noch soll erklärt werden, denn wie Dr. Luther denselben im Büchlein: ‚daß diese Wort, das ist mein Leib, noch fest stehen‘, ganz christlich und herrlich nach Anleitung unsers heiligen christlichen Glaubens und desselben Richtschnur gehandelt hat“. Dem Mißbrauch der Reden Luthers Seitens Unverständiger könne man nicht entgehen, „wann gleich über die Erinnerung, im Buch der Concordien geschehen, noch weiter Verzeichnisse gemacht“ würden. 5. und 6. Bei diesen Punkten wurde gezeigt, wie die Formel censirt und wieder censirt, verbessert und berichtigt worden sei auf Grund der Gutachten aller Kirchen Augsburgischer Confession, und daß man auf diese Weise mehr erzielt habe als durch eine Generalsynode. Nun sei die Concordia allseitig unterschrieben und angenommen; so sei es gegenstandslos, über eine Synode, auf der die Formel „omnium suffragiis approbiret werden solle“, zu handeln. Bezüglich der Apologie aber begehre man keine Subscription, „wie mit dem Concordienbuch, sondern sie wird aus Befehl der drei weltlichen Churfürsten im Namen etlicher darzu von ihnen deputirten Theologen ausgehen, damit den adversariis auf ihre wider das Concordienbuch ausgesprengte Lästerbücher geantwortet und die Wahrheit, so viel möglich, gerettet werde. Ist sonst jedermann und jeder Herrschaft wohl erlaubt und freigelassen, wann sie mit besserer Antwort den adversariis begegnen könnte, dasselbige im Namen Gottes zu thun“. — Was mit solcher Ausführlichkeit schriftlich dargelegt worden war, wurde vom 7. bis 31. Januar 1583 noch einmal mündlich mit den inzwischen eingetroffenen Helmstädttern erörtert. Doch wurde keine Einigung erzielt. Die churfürstlichen Theologen gestanden den Helmstädttern einige, im Uebrigen unwesentliche Correcturen der Concordienformel und der Apologie zur Klarstellung des Sinnes, auch die namentliche Bezeichnung einiger Irrlehrer zu, constatirten aber eine Meinungsdivergenz bei der Forderung eines allgemeinen Concils und der Lehre vom heiligen Abende-

mahl, resp. der Majestät des Menschen Christi. Doch wurde es „bei beiderseits Theologen dahin gebracht, daß sie einander die Hände gereicht, und dergestalt gegeben, daß alles, was etwa bisher zwischen ihnen sürgesallen, damit gefallen, todt und ab sein, auch sie sich hinfort gegen einander christlich, friedlich und bescheidenlich erzeigen und verhalten sollen und wollen“.
(Hutter, l. c., S. 280—317.)

Wie oben schon angedeutet, wurde bei diesem Convent die Apologie einer nochmaligen sorgfältigen Revision unterworfen, ein Tractat Tim. Kirchners gegen den Angriff des Jrenäus auf den ersten Artikel der Concordienformel, welchen Kirchner seit der Braunschweigischen Conferenz geschrieben hatte, ebenfalls geprüft und gebilligt, die lateinische Uebersetzung der Concordienformel überarbeitet, und der Druck und die Uebertragung der Apologie ins Lateinische beschloffen. Auch die Weiterarbeit Selneckers an der *Historia Augustanae Confessionis* wurde revidirt, doch wurde diese Schrift erst nach dem 27. Juli 1583 vollendet. Unter diesem Datum fordert Churfürst August von Sachsen Chemnitz zu einer Conferenz mit Selnecker nach Kloster Bergen bei Magdeburg, „um etliche nothwendige, nützliche Stücke, so euch (Chemnitz) von andern Dertern zukommen, darein zu bringen“. (Rehtmeier, l. c., Beil., S. 338.)

Durch den Quedlinburger Convent waren die letzten Hindernisse der Apologie, soweit dies möglich war, aus dem Wege geräumt worden. Noch im Jahre 1583 konnte die Apologie im engeren Sinn, das sogenannte Erfurtische Buch, und die Widerlegung der Bremer in Druck gegeben werden. Der Titel lautet: „Apologia, oder Verantwortung des Christlichen Concordienbuchs, In welcher die ware Christliche Lehre, so im Concordi Buch verfaßet, mit gutem Grunde heiliger Göttlicher Schrift vertheydiget: Die Verkerung aber und Calumnien, so von unruhigen Leuten wider gedachtes Christlich Buch im Druck ausgesprenget, widerlegt werden. . . . Gestellet durch etliche hierzu verordnete Theologen. . . . 1583 . . . Heidelberg. . . .“ Auf den „Vorbericht an den Christlichen Leser“ und „die gemeine Vorrede auf die ganze Apologiam“ folgt die Unterschrift der drei Hauptverfasser: Timotheus Kirchner, Nicolaus Selnecker, Martin Chemnitz. Auf diese erste Schrift folgt die „Wahrhaftige, christliche und gegründete Widerlegung der vermeinten Entschuldigung der Prediger zu Bremen, in zwei vornehmen Artikeln der wahren Religion von der Person Christi und heil. Abendmal. . . . 1583 . . . Heidelberg.“ Diesen Schriften folgten als dritter und vierter Theil: „Ein gründlicher Bericht auf das Lästerbuch M. Christ. Jrenäi, so er wider die Lehre des Concordienbuchs von der Erbsünde ausgesprenget“, und: „Die wahrhaftige *Historia Augustanae Confessionis* wider Ambrosii Wolfii verfälschte *Historiam*, so er davon ausgesprenget . . . 1584 . . . Dresden . . .“ Uebersetzungen des ganzen Buches erschienen in den Jahren 1583 bis 1585 aus der Feder Philipp Marbachs und Jacob Gottfrieds.

In den Gebieten der drei lutherischen Churfürsten, wie auch in den meisten bei der reinen Lehre des Wortes Gottes verharrenden Ländern und Kirchen kam die Apologie sofort in allgemeine Aufnahme und behielt ihr Ansehen, solange jene an der lutherischen Lehre festhielten. War sie auch nicht ein neues Symbol der Kirche, so war sie doch eine überaus herrliche Schußschrift des lutherischen Schlußbekenntnisses, von den bedeutendsten damaligen Theologen, sonderlich dem „zweiten Martin“, verfaßt und von den vornehmsten Universitäten und Consistorien der lutherischen Kirche an Gottes Wort geprüft und als lauter approbirt. Nächst der Concordienformel ist wohl kein Buch jener Periode vorhanden, in dem die reine Lehre vom heiligen Abendmahl, von der Person Christi, von der Erbsünde, wie auch verwandte Dogmen so klar und überzeugend dargelegt und wider die Einwürfe der Irgeister gerettet wurde. Zwar blieb auch diese Schrift von den calvinistischen Gegnern nicht unangefochten — denn die Lüge rastet nie —, doch würde es zu weit führen, in diesem Aufsatz noch auf die folgenden Streitigkeiten einzugehen.

Nur im Gebiete des Herzogs von Braunschweig gelangte die Apologie zu keinem Ansehen; ja, selbst die Formula Concordiä verlor mit der Zeit ihre frühere Autorität. Die Opposition der Helmstädter endete schließlich im Caligtinischen Synkretismus.

Friedr. B.

V e r m i s c h t e s .

Ueber die Religion und das Leben der Indianer schreibt P. Günther, Missionar der Wisconsin-Synode unter den Apachen in Arizona, im „Gemeindeblatt“: „Nach ihrer (der Indianer) Gefinnung ist es Recht, ja, ihre Pflicht, Böses mit Bösem zu vergelten, Rache zu nehmen für Unrecht, das ihnen gethan wird. Und leider sind sie in dieser Hinsicht durch das wiederholte und jetzt noch gethane Unrecht so erbittert gegen die Weißen, daß sie es wohl kaum als Unrecht ansehen, ja, wie sie selbst sagen, es ihnen vom ‚Jo-us-son‘, den sie als ihren Gott verehren, zur Pflicht gemacht wird, sich an den Weißen zu rächen und sie auszurotten. Daß die Weißen jetzt die Oberhand haben, ist für sie nach ihrer Erklärung eine Strafe, da sie in früherer Zeit dem ‚Jo-us-son‘ ungehorsam waren und nicht thaten, was er ihnen durch ihre Medicinmänner hat sagen lassen. Doch soll diese Strafe bald aufgehoben werden dadurch, daß ‚Jo-us-son‘ selbst sie befreien, und zwar auf wunderbare Weise, und ihnen die Oberhand über das weiße Volk geben wird. Daß die Weißen jetzt für sie sorgen und dies und jenes für sie thun, thun sie eben, weil ‚Jo-us-son‘ sie dazu zwingt, und es ist daher nicht etwa so, daß die Indianer dies dankbar anerkennen müssen. Solche und

ähnliche Gedanken werden ihnen von ihren Medicinmännern vorgehalten, die diese Indianer fest glauben. Hält man ihnen nun vor, daß es unrecht ist, eine Person, wer auch immer sie sein mag, zu tödten, daß Gott es verbietet, und daß der Teufel es ist, der ihnen die Gedanken gibt, solch Böses zu thun, so haben sie nicht viel dagegen zu sagen. Doch kommt es immer wieder darauf hinaus, wenn es sich um einen Weißen handelt, mag er ihnen noch so viel Gutes erwiesen haben (er muß es nach ihrer Meinung eben ja thun), daß jede Gelegenheit gleichsam eine Aufforderung für sie ist, ihn zu tödten und sich dadurch an dem weißen Volk zu rächen. Diese feindselige Gesinnung und rachsüchtigen Gedanken wach zu halten, ist hauptsächlich eine Arbeit der Medicinmänner. Sie bekommen nach ihrer Behauptung Offenbarungen direct von „Jo-us-son“, meistens durch Träume, und zwar haben sie dann dieselben Träume verschiedene Male. Sie theilen ihre Träume ihren Leuten mit, und diese werden ohne Weiteres als wahr angenommen und geglaubt. Nun ist es ja bis jetzt eine Weise der Regierung gewesen, den Apachen Rationen zu geben, etwas Fleisch, etwas Mehl, Kaffee, Zucker und Salz, sie also gleichsam zu füttern, ihnen so viel zu geben, daß sie gerade nicht verhungerten, aber auch wiederum ein sehr dürftiges Auskommen hatten. Dadurch geschah es, daß die Regierung sie also nur in ihrer Faulheit bestärkte, da viele mit dem Wenigen, das sie bekamen, so gut als möglich auszukommen suchten und so ein recht ärmliches, kümmerliches Dasein hatten. In diesem Jahre, mit Anfang Juli, soll dies nun aufhören, das heißt, in Betreff dieser Apachen und einiger anderer Stämme, und dies bezieht sich auch nur auf die Arbeitsfähigen. Solche, die Gebrechen haben und nicht ihr Brod sich selbst verdienen können, werden nach wie vor von der Regierung bedient. Dies fassen unsere Indianer nun sehr übel auf, und die Medicinmänner sehen darin eine Gelegenheit, den Haß und die Rachsucht gegen die Weißen wieder anzufachen. Da nun die Ernte in diesem Jahr schlecht ist, und zwar auch nur wegen Vernachlässigung ihrer Pflicht von Seiten einiger Regierungsbeamten, so wird das kommende Jahr eine schwere Zeit sein für unsere Indianer, wenn ihnen nicht Arbeit geboten wird. Verhungern, sagen sie, werden sie nicht, sie werden fremdes Rindvieh stehlen und schlachten. Ihre Kinder wollen sie nicht mehr in die Schule schicken, die Weißen wollten nur den Nutzen aus ihnen haben. Sie werden sich in die Berge verziehen und wollen dort ihre eigenen Herren sein u. dgl. mehr. Nun wird ihnen darin die Regierung aber nicht freien Lauf lassen, und so mag diese Sache noch recht unangenehm und ernst werden.“

Literatur.

Der Prophet Jesaja, ausgelegt von G. Stöckhardt. Die ersten zwölf Capitel. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1902. 168 Seiten 9×6, in Pappband gebunden. Preis: 70 Cts. portofrei.

Eine genaue, gründliche, gedrängte und doch schlichte, einfache und echt kirchliche Auslegung, durchweg geleitet von den Grundsätzen der *hermeneutica sacra*: daß jedes Wort der Schrift ein Gotteswort ist, daß jede Stelle Einen, nur Einen bestimmten Sinn hat, und daß das Alte Testament in das Licht des Neuen zu rücken ist, überall im völligen Einklang mit der *analogia fidei* und immer praktisch, abzielend auf die Erbauung der Kirche. F. B.

Befehrung und Gnadenwahl. Erster Theil: Befehrung. Für jeden Christen aus der Schrift erklärt von C. M. Zorn. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1902. 64 Seiten. Preis: 20 Cts.

In jüngster Zeit ist die Behauptung, daß Missouri calvinistisch lehre, wiederholt erneuert worden, in der Ohio-Synode, im Concil und in der Generalsynode. Der „Lutheran Standard“ wagte sogar vor etlichen Monaten, die Behauptung auszusprengen: „Missouri does not preach the doctrine which it advocated twenty odd years ago.“ „They still hold the erroneous doctrine, but do not publicly declare it from their pulpits.“ Die vor uns liegende Schrift, welche „für jeden Christen“ berechnet ist, widerlegt beides. Gerade auch Widersachern können wir diese Schrift empfehlen. Wo es nöthig ist, da nimmt eben P. Zorn den Gegner (ohne ihn zu nennen) beim Schopf und stößt ihn mit seiner Nase auf die Punkte, die er sehen soll, aber nicht sehen will. Fichte hat eine Schrift geschrieben mit dem Titel: „Ein Versuch, den Leser zum Verstehen zu zwingen.“ Das wäre auch kein übler Subtitel für die Zornsche Schrift gewesen. F. B.

Acta Martyrum Selecta. Ausgewählte Märtyreracten und andere Urkunden aus der Verfolgungszeit der christlichen Kirche, herausgegeben von Oscar v. Gebhardt. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1902. XII und 260 Seiten 7½×5, in Leinwand gebunden. Preis: \$1.20. Zu beziehen von Alexander Duncker, 178 Fulton Str., New York, N. Y.

Wie in den Verfolgungszeiten der alten Kirche die heidnischen Richter das Verhör mit den Christen in weltlichen Acten und Protokollen aufzeichneten, so legte man auch in der Kirche frühzeitig kirchliche Actensücke an, in denen die Geschichte des Märtyrertums der Bekenner Christi oder doch wenigstens der Tag ihres Martyriums, ihr Geburtstag für den Himmel, zum bleibenden Gedächtniß ihres standhaften Glaubens niedergeschrieben wurde. Die altrömische Kirche hatte sogar eigene kirchliche Notare, die den Auftrag hatten, die Geschichten der Märtyrer sorgfältig zu erforschen und zu sammeln. An den Gedächtnistagen der Blutzengen pflegte man dann die Geschichte ihres Leidens und Sterbens vorzulesen. — Eine Sammlung solcher Märtyreracten enthält das vorliegende uns zur Anzeige zugesandte Buch, besorgt von dem als Herausgeber des neutestamentlichen Textes und patristischer Schriften bekannten Dr. v. Gebhardt. Die Sammlung besteht aus zweiundzwanzig Nummern, die im griechischen oder lateinischen Original wiedergegeben sind. In einem Falle, bei dem Martyrium S. Apollonii, ist eine deutsche Uebersetzung beigegeben. Der Text ist sorgfältig aus den besten Handschriften und Ausgaben herübergenommen; außerdem bietet Gebhardt nach einem orientirenden Vorwort einen beschränkten textkritischen Apparat und ein Verzeichniß der Bibelfstellen und der Eigennamen. Die mitgetheilten Acten sind natürlich nicht gleichwerthig, aber alle haben Bedeutung für die alte Kirchengeschichte. Die erste Nummer und unser Erachtens inhaltlich die Krone der ganzen Sammlung ist das schöne

Rundschreiben der Kirche in Smyrna über das glorreiche Ende ihres trefflichen Bischofs Polykarp, uralte und durchaus glaubwürdig. Andere Märtyreracten sind romanhaft ausgeschmückt, wie die hier als letzte Nummer mitgetheilten apokryphen Acta Pauli et Theclae. Auch die neuesten Funde auf diesem Gebiete sind berücksichtigt und mitgetheilt, wie das erst vor einigen Jahren veröffentlichte Testament der vierzig Märtyrer von Sebaste. Wer sich mit diesem Theil der Kirchengeschichte beschäftigt, findet in diesem Buche eine Sammlung, wie wir sie besser und handlicher nicht kennen. L. F.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Von dem Geheimniß in der Lehre von der Befehrung schreibt P. Jörn in der von uns angezeigten Schrift: Hierbei erhebt sich ein Bedenken. Wenn wir sagen, daß sich hierbei ein Bedenken erhebt, so meinen wir nicht, daß sich in der Schrift irgend etwas fände, was uns wegen des Vorgesagten, oder auch nur wegen Eines Punktes des Vorgesagten, Bedenken erregte. Nein. Alles, was wir gesagt haben, ist in der Schrift wohl gegründet, ist lauter Schrift, lauter Gotteswort. Wir haben nichts aus unserem eigenen Kopfe gesponnen. Und es gibt in der Schrift keine Stelle, welche dem Gesagten auch nur in Einem Punkte widerspräche. Das Bedenken, von welchem wir reden, erhebt sich in unserer Vernunft. Es erhebt sich, wenn wir die ganze Schriftlehre von der Befehrung bei uns selbst überdenken und dann gewisse Dinge zu reimen und mit einander in logischen oder vernünftigen Einklang zu bringen suchen. Und dies Bedenken erhebt sich nicht nur bei uns. Es erhebt sich bei allen, die mit Verstand über die Lehre der Schrift von der Befehrung nachdenken. Und solches Bedenken ist Anlaß zu falscher Lehre, ja, zu Verfehrung und Verlästerung der rechten Lehre geworden. Daher müssen wir von demselben reden. Welches ist also dies Bedenken? Wir wollen es dir, lieber Christ, in ganz einfacher Weise klar zu machen suchen. Höre zu! — Da sind zwei Menschen, A. und B. Beide sind gleichermaßen unbefehrte, „natürliche“ Menschen: todt in den Sünden. Beiden wird das Evangelium gepredigt. An beide tritt also Gott mit großem Erbarmen heran und will sie durch seinen Heiligen Geist befehren. Der endliche Erfolg ist dieser: A. wird befehrt und selig; B. wird nicht befehrt und nicht selig. Wie kommt das? Wie kommt das, daß A. befehrt und B. nicht befehrt wird? Fangen wir bei B. an. — Wie kommt es, daß B. nicht befehrt wird? Wir nehmen die Antwort aus der Schrift. Die Schrift lehrt, daß B. deshalb nicht befehrt wird, weil er sich nicht befehren lassen will, Matth. 23, 37. Er ist halbstarrig und unbeschnitten an Herz und Ohr, er widerstrebt allezeit dem Heiligen Geist, Apost. 7, 51. Er bringt sich selbst ins Unglück, Jos. 13, 9. Jetzt nehmen wir A. — Wie kommt es, daß A. befehrt wird? Auch hier fragen wir die Schrift. Die lehrt uns, daß A. ebenso todt ist in den Sünden wie B., aber von Gott lebendig gemacht wird, Col. 2, 13. Eph. 2, 5. Gott gibt ihm den Glauben ohne sein, A. 3, Zuthun, Eph. 2, 8. Gott schafft ihn neu, Gott bereitet ihn, Eph. 2, 10. Gott zeugt und gebiert ihn neu durch das Evangelium, 1 Cor. 4, 15. Jac. 1, 18. 1 Petr. 1, 23. Joh. 1, 12. 13. Gott wirkt in ihm beide das Wollen und das Vollbringen, nach seinem (Gottes) Wohlgefallen, Phil. 2, 13. Gott gibt ihm ein neues Herz und einen neuen Geist, Gott nimmt das steinerne Herz aus seinem Fleische weg, Hesek. 36, 26. Item: A. wird befehrt, weil Gott ihn befehrt ohne das allgeringste Zuthun von seiner, A. 3, Seite. Hier — bei der Frage, wie es kommt, daß A. befehrt und B. nicht befehrt

wird — hier ist der Punkt, wo unsere Vernunft ihr Bedenken wider die Lehre der Schrift erhebt. „Wie?“ sagt unsere Vernunft, „habe ich recht verstanden? B. wird nicht bekehrt, weil er sich nicht bekehren lassen will, und A. wird bekehrt, weil — weil Gott, Gott allein, durch seine große Wundergnade das Wollen und auch das Vollbringen in ihm wirkt, nach seinem Wohlgefallen?“ Du hast ganz recht verstanden, Frau Vernunft, und die Sache schön und deutlich ausgedrückt. „Und A. und B. sollen von Natur ganz gleichermaßen ‚todt‘ sein?“ Ja. „Und Gott soll A. und B. ganz gleichermaßen bekehren wollen?“ Ja. „Durch ein und dasselbe Evangelium?“ Ja. „Das kann nicht Schriftlehre sein“, sagt die Vernunft. Nicht? Wir haben ja jeden Punkt klar und ausführlich aus der Schrift bewiesen. „Das kann nicht Schriftlehre sein“, beharrt die Vernunft; „da muß irgendwo ein Irrthum stecken.“ Warum denn? „Weil das, was als Schriftlehre dargestellt wird, nach den allereinfachsten Regeln der Logik oder Vernunftlehre sich selbst klärlieh widerspricht.“ Lege das dar, Frau Vernunft. „Das sieht ja ein Blinder!“ Lege es dennoch dar, Frau Vernunft. „Wohlan denn! Wenn A. und B. von Natur ganz gleichermaßen ‚todt‘ sind, wie du sagst, und also beide gleichermaßen nicht das Geringste zu ihrer Bekehrung thun können, sondern im Gegentheil ganz untüchtig und ungeschickt zu derselben sind; und wenn Gott alleine es ist, der ohne irgend welches Zuthun von Seiten des Menschen die Bekehrung eines Menschen wirkt und aus einem ‚Todten‘ einen ‚Lebendigen‘ macht — so soll es doch sein, nicht wahr?“ So ist es. „Warum wird dann alleine A. bekehrt und nicht auch B.? — Du sagst, daß B. nicht bekehrt wird, weil er sich nicht bekehren lassen will. Gut. Aber will, nach deiner Darlegung der Schriftlehre, A. sich denn bekehren lassen? Sind nach deiner Darlegung A. und B. nicht ganz gleichermaßen ‚Fleisch‘ und ‚fleischlich gesinnt‘ und ‚Gotte feind‘ und ‚todt‘? Wenn nun Gott durch seine Wundergnade A. geistlich lebendig macht — warum macht er durch dieselbe Wundergnade nicht auch den ganz gleichen B. lebendig, so daß auch dieser dann eben nicht widerstrebt, sondern, ebenso wie A., aus einem Widerstrebenden ein Gencigter und Williger wird, wie du das oben explicirt hast? — Folgst du meiner Darlegung?“ Ich folge, Frau Vernunft. „Ja, und dabei sagst du noch, daß Gott gegen A. und B. ganz denselben Gnadenwillen habe, daß Gott B. wie A. gleichermaßen gern bekehren wolle, und daß Gott zur Bekehrung beider ganz dasselbe Mittel anwende, nämlich das Eine Evangelium, durch welches der Heilige Geist kräftig ist. Und doch soll nur A. bekehrt werden, und nicht der arme B., der von Natur doch nicht schlechter ist als A.?! — Wie reimt sich das? Das ist ein Widerspruch in sich selbst. Das kann daher nicht Schriftlehre sein.“ Wie muß es denn sein, Frau Vernunft? Die Vernunft spricht also: „Entweder muß Gott gegen A. und B. nicht den gleichen Willen haben. Dann erklärt sich’s, warum A. bekehrt und B. nicht bekehrt wird. Dann gibt Gott A. eben mehr Gnade, als er B. gibt. Und A. wird bekehrt, während B. in seinem natürlichen Widerstreben bleibt, welches sich etwa noch zu muthwilligem und beharrlichem Widerstreben, ja, zur völligen Verstocktheit steigert.“ Das ist Eine Erklärung, Frau Vernunft. Nun die andere. „Oder es muß zwischen A. und B. ein Unterschied sein, und zwar ein natürlicher Unterschied. Dann —“ Halt, Frau Vernunft! Warum meinst du, daß, um die Sache zu erklären, zwischen A. und B. ein natürlicher Unterschied sein müsse? Und was meinst du mit „natürlich“? „Mit ‚natürlich‘ meine ich das, was einem Menschen von Natur eigen ist, ehe die Gnade ihn umgewandelt hat. Ein solcher ‚natürlicher‘ Unterschied muß zwischen A. und B. sein, wenn erklärt werden soll, warum bei gleichem Gnadenwillen Gottes A. bekehrt wird und B. nicht. Denn wenn die Gnade erst A. anders gemacht hat als B., dann sehe ich wiederum nicht ein, warum die Gnade dasselbe

nicht auch bei B. gethan hat. Verstehst du?“ Ich verstehe. Fahre fort. „Gut. Wenn man auch nicht genau bestimmen kann, wo solcher natürliche Unterschied eigentlich steckt, oder worin er besteht, oder wie er sich geltend macht — aber wenn nur irgend ein solcher natürlicher Unterschied zwischen A. und B. da ist: dann läßt sich wiederum erklären, oder zum wenigsten etlichermaßen begreifen, warum A. befehrt und B. nicht befehrt wird. Denn dann kann man annehmen, daß Gottes Auge solchen natürlichen Unterschied zwischen A. und B. erkennt, und daß Gottes Gnade das, was an A. doch besser ist als an B., hervorlockt, und daß A. also von Gottes Gnade befehrt wird, während B. von derselben Gnade nicht befehrt wird. — Diese Art der Erklärung gefällt mir am besten“, sagt die Vernunft, „dir nicht auch?“ Nein, Frau Vernunft, mir gefällt diese Art der Erklärung gar nicht. „Warum nicht?“ Weil sie stracks gegen die Schrift ist, wie reichlich dargelegt. „Dann mußt du die erste Erklärung annehmen“, sagt die Vernunft. Welche? „Daß Gott nicht den gleichen Willen gegen A. und B. hat, daß Gott A. mehr Gnade gibt als B. Denn eine dritte Erklärung, warum A. befehrt wird und B. nicht, gibt es nicht. Es gibt nur dies Entweder — oder.“ Aber diese Erklärung nehme ich auch nicht an. Denn sie ist auch ganz klärlieh wider die Schrift. „Wenn du nicht annimmst, daß ein natürlicher Unterschied zwischen A. und B. ist, so mußt du annehmen, daß Gott nicht den gleichen Willen gegen A. und B. hat. Und du nimmst es auch wirklich dann an, du magst es zugeben oder nicht; ja, vielleicht dir selbst unbewußt nimmst du es an. Denn weder das eine noch das andere, weder das Entweder noch das Oder annehmen zu wollen, das ist die reine Unvernunft.“ Frau Vernunft, ich troste dir. Und ob du gleich in mir selbst wohnst und in mir selbst deine Stimme laut werden lässest, so troste ich dir doch. Ich folge Gottes Wort. Und Gottes Wort verbietet mir anzunehmen, daß Gott nicht den gleichen Willen gegen A. und B. und gegen alle Menschen hat. Und Gottes Wort verbietet mir ebenso anzunehmen, daß in A. und B. und in allen Menschen irgend ein auch noch so versteckter natürlicher Unterschied ist, aus welchem sich erklären ließe, daß und warum ein Mensch befehrt und der andere nicht befehrt wird. Ich folge einfach Gottes Wort, welches lehrt, und zwar auf unwiderprechlich klare Weise lehrt, daß alle Menschen ganz gleichermaßen geistlich todt sind: daß Gott gegen alle Menschen denselben Gnadenwillen hat; daß Gott bei allen Menschen, um sie zu befehren, dasselbe Eine Mittel des Evangeliums gebraucht; und daß der eine befehrt wird, weil Gott ihn befehrt ohne sein, des Menschen, Zuthun, während der andere nicht befehrt wird, weil er, der Mensch, sich nicht befehren lassen will. Dazu sage ich: Amen, das ist gewißlich wahr! Und dich, Vernunft, die du in mir wohnst, nehme ich gefangen unter den Gehorsam Christi. Und dein Entweder und dein Oder verwerfe ich und speie es an. Den Vorwurf der Unvernunft aber, und allen Vorwurf, den trage ich in Gottes Namen. Ich bleibe bei der heiligen Schrift und bei der „göttlichen Thorheit“ (1 Cor. 1, 25.). Und das Reimen, das Erklären, das lasse ich anstehen, wo Gottes Wort nicht reimt und nicht erklärt. (S. 58 ff.)

F. B.

Freie Konferenz. Das „Gemeinde-Blatt“ schreibt: „Wie wir aus einigen W.-Blättern erfahren, fand am 14. Mai 1902 in Beloit, Wis., eine Konferenz einer Anzahl Pastoren verschiedener lutherischer Synoden zu einer Besprechung behufs einer anzubahnennden Einigkeit unter verschiedenen lutherischen Synoden statt. Wie der Bericht besagt, lag der Besprechung eine Arbeit von Herrn P. M. Bunge, Marshfield, Wis., zu Grunde über die Nothwendigkeit der Einigkeitsbestrebungen und über die zweckmäßigste Art des Vorgehens zu genanntem Zweck. Man einigte sich auf folgende Punkte: 1. Wir erkennen, daß das Streben nach Einigkeit in der Kirche ein von Gott gewolltes und durch den gegenwärtigen Zustand der Kirche ge-

fordertes ist. 2. Der zu beschreitende Weg zur Erreichung des Zieles sollte der einer vorsichtigen, aber zielbewußten Conföderation sein und sich vorläufig auf die Befenner sämtlicher lutherischer Symbole, nämlich der drei ökumenischen Symbole, der Augsburgerischen Confession und deren Apologie, der Schmalkaldischen Artikel, der Katechismen Luthers und der Concordienformel, beschränken. — Da eine große Anzahl Pastoren und Professoren den kurzen Aufruf in der einen Zeitung nicht zu Gesicht bekommen und daher zu spät oder gar nicht von der Sache erfahren hatten, andere in der Woche vor Pfingsten dringlicher Geschäfte halber nicht abkommen konnten und ihren Beifall brieflich vermitteln mußten, beschloß man, die formelle Constituirung des geplanten Vereins zur Anstrebung größerer Einigkeit innerhalb der lutherischen Kirche auf eine allgemein bekannt zu gebende Conferenz im September d. J. zu verlegen. Eine Committee, bestehend aus fünf Pastoren verschiedener Synoden, wurde angewiesen, die nöthigen Vorbereitungen zu dieser Conferenz zu treffen, einen geeigneten Ort zu sichern, das genaue Datum den Verhältnissen entsprechend zu bestimmen und für allseitige Bekanntgebung zu sorgen. — So weit der Bericht. Wäre eine rechte, vollkommene und wahre Einigkeit im Geist in der lutherischen Lehrwahrheit durch solche Conferenz zu erzielen, so wäre ja das höchst wünschenswerth.“

F. B.

Die deutsche Sprache im Generalconcil. Das „Luth. Kirchenblatt“ von Philadelphia schreibt: „Die englischen Presbyterianer unterhalten im Osten dieses Landes, in Bloomfield, N. Y., ein ganz deutsches Seminar, die Methodisten und Baptisten haben deutsche Seminare, und das große Generalconcil hat nicht ein einziges deutsches Seminar und in den zwei theologischen Seminarien (Philadelphia und Chicago) zusammen nur einen halben deutschen Professor. O wie traurig! Wer Luthers Sprache gering achtet, der hat auch wenig von Luthers Geist. Dr. Späth theilte auf der Synode mit, daß, als er eine ganze Klasse von Studenten im Seminar fragte, wer die Vorlesung in deutscher Sprache wünsche, sich nur ein einziger Student gemeldet habe! So steht es in unserer Zeit, wo in ganz englischen Kreisen die deutsche Sprache geehrt, gelehrt und gelernt wird! Der große Dr. Krauth sah prophetisch voraus, wie es im Generalconcil kommen werde, darum mahnte er: ‚Brüder, sorgt für das Deutsche, das Englische wird für sich selber sorgen.‘“ — In Philadelphia hält aus fünf Professoren nur Einer, nämlich Dr. Späth, seine Vorlesungen zur Hälfte in deutscher Sprache. Im Seminar zu Chicago werden gar keine Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten. Wie wenig hat doch das Concil erkannt, was dem Interesse der lutherischen Kirche in America dient. Lutherische Pastoren sollten Deutsch können, einerlei ob sie deutschen oder englischen Gemeinden dienen.

F. B.

Die Augsburg-Synode wendet sich an die Ohio-Synode. Das „Kirchen-Blatt“ von Iowa schreibt: „Auf der letzten Synodalversammlung der Augsburg-Synode wurde über den Anschluß an einen andern Synodalkörper verhandelt. Bekanntlich trennte sich die Augsburg-Synode unlängst wieder von der Michigan-Synode, mit der sie nur wenige Jahre in Gemeinschaft gestanden hatte. Einer Notiz in der ‚Gegenwart‘ nach hat sich nun die Augsburg-Synode an die Ohio-Synode gewandt. Auf der Versammlung des Wisconsin-Districts dieser Synode erschien eine Delegation der Augsburg-Synode und ersuchte um Aufnahme der letzteren in die Ohio-Synode. Ein sofort angestelltes Colloquium verlief ‚vollständig zufriedenstellend‘ und wurde die Aufnahme mit der Bedingung beschlossen, daß die Namen der Aufzunehmenden zuerst in den kirchlichen Blättern veröffentlicht werden sollen. Demnach scheint es so zu sein, daß die Ohio-Synode sich doch eine Auslese unter den Augsburgern vorbehalten hat.“

Eine neue lutherische Synode. Elf lutherische Pastoren slowatischer Zunge haben sich am 4. Juni in Braddock, Pa., organisirt, um eine „Americanisch-Slowatische evangelische Kirche Augsburgischer Confession in den Vereinigten Staaten von America“ zu bilden. Präses derselben ist P. Laucek von Nanticoke, und P. Kwacala von Braddock ist Secretär. Am 2. September soll in Connellsville, Pa., eine Versammlung stattfinden, zu der auch Vertreter der Gemeinden eingeladen sind. In Braddock wurden Beschlüsse gefaßt gegen ungeistlichen Nebenerwerb der Pastoren, gegen weltliche Unterhaltungen zu kirchlichen Zwecken und gegen Communication von reformirten Slowaken. F. B.

„Die Bedingung der Seligkeit“ — so lesen wir in der „Lutheran World“ — „ist einfach genug. Es ist nicht Verdienst oder Würdigkeit. Es ist nicht etwas, was von Bildung oder irdischen Verhältnissen abhängt, sondern einfach der Glaube, eine Bethätigung des Geistes und des Herzens, die in dem Vermögen aller steht (that is common to the ability of all). Hier hat der König keinen Vorzug vor dem geringsten seiner Unterthanen, noch der Millionär vor dem Bettler, noch der Philosoph vor dem ungeschulten Wilden.“ — Daß verschiedene Begabung, Schulung u. d. Menschen um kein Haar dem Himmelreich näher bringen, ist gewiß richtig. Der Ungebildete und Arme ist, was die Seligkeit betrifft, nicht anders gestellt als der Reiche und Hochgebildete. Aber nicht deshalb, weil Gott eben nur das fordere, was beide zu leisten vermöchten; denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding und steht im Vermögen weder des Armen und Ungebildeten noch des Reichen und Hochgebildeten. Gleichgestellt, was die Seligkeit betrifft, sind vielmehr alle Menschen deshalb, weil allen ohne Ausnahme von Natur das Evangelium von Christo ein Aergerniß und eine Thorheit ist, Gott aber allen ohne Ausnahme den Glauben geben will und kann. F. B.

Ein Pastor, der für die Kirche ein Schandfleck ist. Der „Lutherische Herald“ berichtet: „Aus Ellenville, N. Y., wird in einer New-Yorker Tageszeitung berichtet, daß ein dortiger lutherischer Pastor beim Gericht gegen ein Gemeindeglied eine Klage eingereicht hat, weil ihm für seine Dienste bei einer Beerdigung keine Bezahlung wurde. Er verlangt sechs Dollars.“

Unglaube unter den Methodisten. Einen Blick in die traurigen Zustände unter den bischöflichen Methodisten eröffnet die Schrift Dr. Munhalls „A Crisis in Methodism“. Dr. Munhall ist ein Evangelist der bischöflichen Methodistenkirche. Seine Beschuldigung geht dahin, daß Gottes heiliges Wort offen verachtet werde von vielen methodistischen Professoren, Redacturen und Predigern, die der „höheren Kritik“ ergeben seien. Als Hauptschuldige bezeichnet Munhall die höheren Lehranstalten der Methodisten. Er schreibt: „Allerdings weiß ich, daß nicht alle Anstalten diesem verderblichen Geschäft (Gottes Wort zu entehren) ergeben sind, wohl aber die meisten von den tonangebenden. In den Facultäten dieser Anstalten befinden sich Skeptiker und Rationalisten, welche weder die Bibel für Gottes Wort halten noch die Lehren des Methodismus annehmen und auch vor ihren Studenten mit ihrer Stellung nicht hinter dem Berg halten.“ Als solche Rationalisten an methodistischen Anstalten bezeichnet Dr. Munhall folgende Professoren: Mitchell und Warren und Bowne und Rishill von der Boston University School of Theology; Terry und Little vom Garrett Biblical Institute; Plank von Lawrence University; Raymond von Wesleyan University; Bashford von Ohio Wesleyan University; Day von Syracuse University. Von diesen und vielen andern behauptet Munhall, daß sie den Unglauben begünstigen, die Bibel kritisiren, die Unwissenheit Jesu leugnen, ja, theils offen mit Mitchell von Boston für den Socinianismus eintreten. Munhall klagt, daß diese und ähnliche Geister das geistliche

Leben unter den Methodisten ertödtet hätten. Auch darauf weist Munhall hin, daß von den eigenen Verlagshäusern der Methodisten Bücher, welche den Unglauben auskramen, verbreitet würden. Als liberale Zeitschriften bezeichnet Munhall "Zion's Herald" und "The Methodist Review". — Die angegriffenen Blätter und Professoren haben nun nicht etwa Munhall widerlegt, sondern versucht, ihn unschädlich zu machen, indem sie ihn dem Gespött und Gelächter preisgeben und hinstellen als einen bigotten, eminent unwissenden, geschwätzigen, gewissenlosen, geistig incompetenten und selbstsüchtigen Menschen, der es im Grunde nur auf seine eigenen Vortheile und den Verkauf seiner Schriften abgesehen habe. (Ueber den Unglauben unter den bischöflichen Methodisten siehe Februarheft von „Lehre und Wehre“.)

F. B.

Wie ist die „höhere Kritik“ zu beurtheilen? Der „Apologete“ schreibt: „Es wäre verkehrt, alles, was unter dem Namen der ‚höheren Kritik‘ bekannt ist, als feindselige und zerstörende Bibelfritik anzusehen und zu bekämpfen. Die Bezeichnung ‚höhere Kritik‘ im Gegensatz zur ‚niederer‘ oder Textkritik ist keine glücklich gewählte. In früheren Jahren war ein Schriftforscher schlechthin ein Bibelfritiker, gleichviel ob er sich mit dem bloßen Textwort oder mit den schwierigen Fragen des Ursprungs, der Geschichte und der Autorschaft der Bücher der heiligen Schrift befaßte. Die Unterscheidung der beiden Sphären der Forschung war nicht unberechtigt, aber die höhere Kritik führte leichter in das Gebiet der Speculation und verleitete durch Nahrung des Gelehrtenstolzes zu vielen feingesponnenen Theorien, welche dieser Forschung immer mehr den Charakter einer verneinenden Wissenschaft verliehen haben. Aber durch diesen Mißbrauch sollte man sich nicht verleiten lassen, die höhere Kritik ganz und gar zu verwerfen. Sie hat ihren Platz und ihre Berechtigung innerhalb gewisser Schranken. Für alle wirklichen Thatfachen, welche sie zu Tage gefördert hat, gebührt ihr dankbare Anerkennung. Sie ist an und für sich keine bestimmte Lehre oder Glaubensform, kein ‚Ismus‘, wie Bischof Merrill sich ausdrückt, sondern bloß eine gewisse Abtheilung der Bibelforschung. Sie hat es nicht mit den Lehren der Bibel, noch mit der Auslegung der Bibel zu thun, sondern, wie gesagt, nur mit den Documenten der heiligen Schrift nach ihrem Ursprung, Autorschaft, Sprache zc. Was einen zum ‚höheren Kritiker‘ macht, sind nicht die Ansichten, zu denen er in Folge seiner Forschung gelangt, sondern die Thatfache, daß seine Forschung auf diesem besonderen Gebiete liegt. Wenn er z. B. nach gründlicher Untersuchung aller Quellen zur Ueberzeugung gelangt, wie es bei vielen der Fall ist, daß Moses der Verfasser der fünf Bücher war, welche seinen Namen tragen, und daß die traditionellen Ansichten der Kirche betreffs der verschiedenen Bücher wesentlich richtig sind, und wenn er noch an dem alten Glauben an die Inspiration und an die Wunder der Bibel festhält, so ist er ebenso sehr ein ‚höherer Kritiker‘, als wenn er den Ansichten der ungläubigen Kritiker gehuldigt hätte. Die gläubige höhere Kritik muß der ungläubigen entgegentreten und sie mit ihren eigenen Waffen schlagen, und wenn sie das nicht thut und die populäre Strömung nicht zum evangelischen Glauben zurücklenkt, so wird sie ihre Aufgabe nicht erfüllen. ‚Höhere Kritik‘ ist nur der moderne Name für gelehrte Bibelforschung, und diese ist in der Kirche immer gewürdigt worden. Die alten Ausleger waren höhere Kritiker, insofern sie die Fragen der Autorschaft, Zeit und Umstände der Abfassung der Bücher und dergleichen mehr ins Auge faßten.“ — Gewiß, bei der Beurtheilung auch der „höheren Kritik“ kommt es ganz darauf an, was man darunter versteht. Jede Kritik, welche mit außerbiblischen Principien oder Grundsätzen an die Schrift und ihre Erklärung herantritt, unterstellt im Grunde die Schrift der Vernunft und ist a priori verwerflicher Rationalismus. Eben diese Unterstellung

der Schrift unter Principien und Axiome der Vernunft ist nun aber das Characteristicum der modernen „höheren Kritik“. Sie tritt an die Schrift heran mit den Vorurtheilen: daß die Bibel jüdische Volksliteratur sei im gewöhnlichen Sinne des Wortes; daß die Entstehung der Bibel als natürlicher Entwicklungsproceß zu begreifen sei; und daß es keine Wunder und keine Verbalinspiration geben könne. Eine solche Kritik aber ist allerdings ein „Zismus“, nämlich Rationalismus.

F. B.

„Die Theologie muß ihre Lehren nach der Wissenschaft modeln.“ Das wird jetzt von vielen Theologen als selbstverständliches Axiom hingestellt. Die Wissenschaft entscheide in letzter Instanz, wie gewisse Stellen in der Bibel ausgelegt werden müßten und in welchem Sinne eine Lehre der Schrift angenommen werden könne. Insonderheit ist es der Presbyterianer Dr. S. W. Smith von Lane Seminary, welcher diesen Punkt wiederholt in jüngster Zeit betont hat. Das Credo der Kirche müsse nach der Wissenschaft corrigirt werden. „Conform to the demands of science“, das sei die richtige theologische Maxime. Da nun aber die Grundlehre aller Wissenschaften die Evolution sei, so könne auch kein Satz in der Bibel und im kirchlichen Bekenntniß richtig sein, der mit dieser Lehre nicht stimme. Zu den im Lichte der Evolution unhaltbaren Sätzen der Kirche rechnet Smith die Lehre vom Alter des Menschen, vom Verhältniß des Menschen zur Thierwelt, vom Tod als Folge der Sünde, von der Schöpfung der Welt und des Menschen, vom Sündenfall, von der Person Christi u. „Our entire theological system must be re-stated in the light of modern science.“ Das ist das caeterum censeo Smiths. Die protestantischen Bekenntnisse seien entstanden unter dem Einfluß der alten Astronomie und Geologie. Jetzt gelte es, die Bibel zu rücken in das Licht der Entdeckungs-, der Feuernebel- und insonderheit der Descendenztheorie, die seit der Entdeckung des Pithecanthropus erectus in Java im Jahre 1892 fast allgemein angenommen sei und in allen öffentlichen Schulen unseres Landes gelehrt werde.¹⁾ — Dr. Smith weiß zwei Dinge nicht, die er sich aneignen sollte, ehe er in dieser Sache öffentlich das Wort ergreift. Er weiß nicht, was Wissenschaft ist, denn er verwechselt sie mit unsinnigen Hypothesen, die er sich hat aufbilden lassen. Sodann weiß Dr. Smith offenbar nicht, was Theologie ist, denn er verwechselt sie mit der Philosophie. Die Theologie nimmt nie etwas an um der Wissenschaft willen, sondern immer nur um der Schrift willen, aus welcher allein sie schöpft, ohne sich um das placet der Wissenschaft zu kümmern. — Der „Presbyterian“ wundert sich hierbei über zwei Dinge: wie Dr. Smith es in Lane Seminary, das doch presbyterianisch sei, aushalten und wie das „Board of Directors“ einen solchen Mann als Professor der systematischen Theologie anstellen und halten könne. Darüber verwundern wir uns auch, aber mehr noch, warum die Presbyterianer solche Lehrer, solche Directoren und solche Anstalten in ihrer Mitte dulden.

F. B.

Die Presbyterianer und die allgemeine Liebe Gottes. Fast in jeder Nummer erhebt der „Presbyterian“ seine Stimme gegen die in New York angenommenen Vorlagen. Warum? Weil Gefahr vorhanden sei, daß die Worte von der allgemeinen Liebe Gottes in den Vorlagen nicht calvinistisch, sondern arminianisch verstanden werden möchten. Diese Befürchtung hat guten Grund. Daß aber die

1) Der methodistische Bischof Merrill schrieb kürzlich im „Northwestern Christian Advocate“: „We cannot go on affirming as facts anything which learning discards as untrue, or which will not stand the test of sound criticism, whether the criticism be lower or higher.“ „Theories must yield to facts, and dogmas must take shape from the last manifestations of actual knowledge.“ So tritt auch Bischof Merrill ein für den verderblichen Satz, daß sich die Theologie nach der Wissenschaft zu richten habe.

eigentlichen Presbyterianer, wenn sie von Gottes Liebe zu allen Menschen reden, nicht im entferntesten daran denken, ihren Particularismus fallen zu lassen, geht aus folgender Stelle des "Presbyterian" vom 16. Juli hervor: „Calvinisten und Arminianer glauben vieles gemeinsam. Alle glauben, daß Gott alle Menschen liebt; alle glauben, daß er allen die gemeine Gnade gibt. Aber Calvinisten glauben, daß er eine besondere Liebe hat für ‚sein Volk‘, und daß er den ‚Erwählten‘ besondere Gnade gibt. In diesem 'Declaratory Statement' (von New York) ist gerade das weggelassen, was specifisch calvinistisch und das eigentliche Wesen des Evangeliums ist. Gottes Liebe zur Menschheit — seine gemeine Gnade — rettet niemand. Es ist die besondere Liebe, welche den Sünder zieht. Es ist die besondere Gnade, welche ihn willig macht am Tage der Macht Gottes.“ — Das ist echter Calvinismus: die Behauptung, daß die allgemeine Liebe und Gnade Gottes nicht das eigentliche Wesen des Evangeliums sei und auch zur Seligkeit nichts nütze. Welch einer Täuschung gibt sich darum der arminianische "Southern Christian Advocate" hin, wenn er auf Grund der in New York angenommenen Vorlagen den Presbyterianern zuruft: „Jetzt gibt es keinen Anlaß mehr zum Streit zwischen Methodistern und Presbyterianern. Wir sind Eines Glaubens.“ J. B.

Was die Baptisten von der Taufe lehren, dafür etliche Proben aus dem „Sendboten“ vom 9. und vom 16. Juli. „Wie bekannt, ist von gründlichen Gelehrten fast nie der Versuch einer biblischen Begründung der Kindertaufe gemacht worden. Wo immer sich dennoch ein die griechische Sprache beherrschender Bibelforscher hat verleiten lassen, der Kindertaufe das Wort zu reden, da mußte er entweder von einer biblischen Begründung derselben abstehen, oder er mußte dem klaren Schriftwort Gewalt anthun.“ (S. 435.) „Kein biblische Begründungen der Kindertaufe gibt es in unserer Zeit fast keine mehr, weil man deren Unmöglichkeit nachgerade eingesehen hat. Außerbiblische Versuche können anderseits nur für solche maßgebend sein, welche sich nicht zur Quelle selbst bemühen wollen. So bleibt es denn schließlich dabei, daß eine biblische Begründung der Kindertaufe, wie schon im Eingang bemerkt, der Schrift Gewalt anthun müßte.“ (S. 451.) „Die Wiedergeburt geschieht nicht durch die Taufe, sondern durch das lebendige Wort Gottes, wie dies Petrus im 1. Briefe, 1, 23., und Paulus im Epheserbriefe, 5, 26., behaupten. Soll aber gar des Heilands eigenes Wort in Betreff der Nothwendigkeit einer Geburt ‚von oben her‘ — und das heißt doch offenbar durch den Geist, nicht aber durch das Wasser von unten her — zur lediglichen Empfehlung einer magischen Handlung verflüchtigt werden, dann muß jeder unparteiische Bibelforscher energisch ‚Halt!‘ rufen. Würde, wie Professor Cremer behauptet, die Wiedergeburt durch die Taufe bewirkt, dann wäre die Taufe ein Universalzaubermittelchen, nicht nur Säuglingen, sondern auch den verstocktesten Bösewichtern nolens volens die ewige Erlösung zu sichern: ja, es wäre heiligste Pflicht aller, kleine und große, weiße, braune und schwarze Menschenkinder, wenn nöthig, sogar mit Gewalt, durch die Taufe für den Himmel zu bestimmen und sie solchergestalt gewissermaßen zur ewigen Glückseligkeit zu zwingen. Das wäre ohne Zweifel der kürzeste Proceß, die höchsten Bestrebungen der Heidenmission ihrer Vollendung entgegenzuführen, denn dann würde ja auf einmal die Fülle der Heiden eingegangen sein, wenn — ja, wenn diese Art Taufzauber biblische Berechtigung hätte.“ (S. 435.) „Bewirkt die Taufe die Wiedergeburt, dann hat kein Professor in der Welt das Recht, irgend ein Kind, sei es von aufrichtigen Christen oder sei es von civilisirten oder uncivilisirten Heiden zur Welt gebracht worden, eigenmächtig auszuschließen von einem solchen Taussagen, ja, ein jeder wäre verpflichtet, alle Säuglinge, deren er nur habhaft werden könnte, durch die Taufe zu wiedergeborenen Christen zu machen und solcherweise die Welt im

Handumdrehen für Christus zu gewinnen. Das wäre natürlich ungemein einfach, wenn — die Wiedergeburt wirklich durch die Taufe bewirkt würde. Das aber ist eben nicht der Fall.“ (S. 450.) — Der „Sendbote“ argumentirt so: Mit der lutherischen Lehre von der Kindertaufe und der Kraft derselben ist es nichts, weil sonst jeder Lutheraner alle Kinder taufen müßte, deren er habhaft werden könnte, was aber die Lutheraner nicht thun. Von einem Schwärmer, der nicht gelernt hat, sich streng nach Gottes Wort zu richten, kann man kaum etwas anderes erwarten. Wir Lutheraner nehmen aber auch in diesem Stück unsere Vernunft gefangen unter Gottes Wort und taufen die Kinder, welche uns von Leuten gebracht werden, denen Gott Recht über die Kinder gegeben hat. Wir rauben aber keine Kinder, um sie zu taufen, weil „Böses thun, damit Gutes daraus werde“, in der Schrift verboten ist. Bisher ist es übrigens noch keinem Baptisten gelungen, auch nur einen einzigen Spruch aus der Bibel anzuführen, in welchem die Kindertaufe verboten wäre. Christus sagt: Taufet alle Völker. Das ist allgemein geredet. Wollen die Baptisten die Kinder dennoch ausgeschlossen wissen, so fällt das onus probandi ihnen zu. Wenigstens einen Spruch der Schrift sollten sie aufzeigen, in dem Gott die Kindertaufe verbietet. Solch ein Sprüchlein haben aber die Baptisten bisher in der Bibel nicht finden können und werden's auch wohl in der Zukunft bleiben lassen.

F. B.

Die Baptisten haben dem „American Baptist Year-book“ für 1902 zufolge in den Vereinigten Staaten 9 theologische Seminare mit 1018 Studenten; 103 Colleges und Universitäten mit 26,620 Studenten; 91 andere Lehranstalten mit 12,967; 38 Wohlthätigkeitsanstalten; 44,453 Kirchen; 30,561 Prediger; 4,269,073 Glieder. In der ganzen Welt gibt es 5,055,516 Baptisten.

F. B.

Fanatismus der Campbelliten. In der Lehre von der Taufe stimmen die Campbelliten mit den Baptisten und ziehen auch die praktischen Folgerungen aus ihrer falschen Lehre. Prof. McGarvey gehört nach dem Urtheil des „Baptist and Reflector“ zu den angesehensten Predigern der Campbelliten. Auf eine Anfrage erklärt derselbe, daß ein Campbellit sich unter keinen Umständen in einer Stadt niederlassen solle, wo es keine Campbelliten gebe. Eine Gemeinde von ungetauften Leuten (in der Kindheit Getauften) könne den Tisch des Herrn nicht setzen, und obgleich Baptisten es vermöchten, so würden doch die „close communion Baptists“ keinen Campbelliten zulassen. — Die Campbelliten leugnen also mit den Baptisten, daß Gemeinden, wo die Kindertaufe zu Recht besteht, ein gültiges Abendmahl haben. Auch beschwerten sich die Campbelliten bitter, insonderheit im Süden, daß man sie mit dem Namen ihres Stifters, Campbells, bezeichnet. Sie erblickten darin eine grobe Verletzung der christlichen Höflichkeit. Der „Recorder“, ein Blatt der Campbelliten, schreibt: „If men wish to be called ‘disciples,’ and to have the word spelled with a small letter, their wish will be respected by all real disciples.“ Thatsache ist nun aber, daß es auch Campbelliten gibt, welche sich „Disciples“ mit einem großen D schreiben und sich andere Namen beilegen. Der „Baptist and Reflector“ bemerkt daher: „Allow us to ask a few questions: Suppose people“ (er meint die Campbelliten) „do not wish to be called disciples? Suppose they wish to be called Christians? Shall we speak of them as *the* Christian church, as if they are the Christian church *par excellence*? Suppose they wish to be called Reformers? Suppose they object to being called disciples with a little d and want to be called Disciples with a big D, while others insist upon spelling it with a little d and take mortal offense if you spell it with a big D?“ — Das Beste sei daher, wenigstens so lange bei dem Namen Campbelliten zu blei-

ben, bis sie sich selbst entschieden hätten, wie sie eigentlich heißen wollten. Die Frage: "Shall we call them Campbellites?" hat unter den Campbelliten und Baptisten im Süden bereits eine umfangreiche Literatur hervorgerufen. F. B.

Hält Kirchengliedschaft Schritt mit dem Wachsthum der Bevölkerung? Im Jahre 1860 betrug die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 31,443,321 und 76,303,387 im Jahre 1900: ein Wachsthum von nicht ganz 250 Procent. Im Jahre 1860 zählten die Congregationalisten 253,765 Glieder und 633,349 im Jahre 1900: ein Wachsthum von über 250 Procent. Die nördlichen Presbyterianer stiegen in denselben Jahren von 276,306 auf 1,025,388: ein Wachsthum von 300 Procent; die Episkopalen von 146,600 auf 714,575: ein Wachsthum von nahe 500 Procent; und die Lutheraner wuchsen von 232,780 Gliedern auf 1,665,878: ein Wachsthum von über 700 Procent. F. B.

"The ministerial dead line." In den Kirchenblättern fast aller Gemeinschaften sind in jüngster Zeit wiederholt Artikel erschienen, in welchen behauptet wird, daß ältere Prediger durch junge verdrängt werden, und daß durchschnittlich Pastoren mit ihrem fünfzigsten Jahr zum alten Eisen geworfen werden. Eine wiederholt festgestellte Thatsache ist nun allerdings, daß bei Congregationalisten, Presbyterianern u. c. Hunderte von Pastoren außer Amt sind, nicht weil sie arbeitsunfähig sind, oder weil ein Ueberfluß an Pastoren vorhanden wäre, sondern weil sie „zu alt“ sind oder Familie haben und, so zu sagen, ein größeres finanzielles Nisico sind als junge Leute. Auch innerhalb der Generalsynode ist wiederholt und mit bitteren Klagen auf dieselben Zustände hingewiesen worden. Den "Congregationalist" haben diese Thatsachen veranlaßt, allen Ernstes die Frage aufzuwerfen, ob nicht für die gegenwärtigen Verhältnisse ein unverheirathetes Ministerium wünschenswerth sei. Auch in unserer Synode kommt es wohl vor, daß eine Gemeinde einen jungen Mann vorzieht, wo ein älterer vortrefflich hätte dienen können. Wie alt ist er? Wie groß ist seine Familie? Das sind Fragen, die bei kirchlichen Wahlen öfter gestellt werden, als das nöthig wäre. Seinen Grund hat das wohl in der Befürchtung, daß einem Mann mit größerer Familie mehr Gehalt gegeben werden müsse, als die Gemeinde Vermögens oder Willens ist, oder wohl noch öfter in der Annahme, daß man von einem jüngeren Mann auch solche Arbeit (z. B. in der Schule) erwarten könne, die einem Pastor, der schon Jahre lang im Predigtamt thätig war, nicht mehr zugemuthet werden dürfe. Von den beklagenswerthen Zuständen aber, wie sie sich unter den Presbyterianern und andern finden, kann bei uns nicht die Rede sein. Wir wissen nichts von einer "ministerial dead line". Ja, die Fälle sind gar nicht so selten, daß Prediger und Lehrer auch dann noch festgehalten werden, wenn sie gerne in den Ruhestand treten möchten. Seinen Grund hat das in der rechten Lehre vom Beruf. Die genannten Zustände unter den Secten sind ohne Zweifel zum großen Theil die unmittelbare Folge ihres Ding- und Wechelsystems, das die Wirkung eines schlechten Siebes hat und vielfach gerade die Besten ausscheidet. Wollten die Secten die lutherische Lehre vom Beruf annehmen, so würde bei ihnen die häßliche Klage von der "ministerial dead line" bald verstummen. F. B.

Zwed und Werth des Bekenntnisses. Die Vorgänge auf der Versammlung der Presbyterianer in New York haben Anlaß gegeben zu allerlei Ansichten über das kirchliche Bekenntniß überhaupt. Der lose "Independent" hat wiederholt sein Urtheil dahin abgegeben, daß es viel besser sei, wenn man gar kein Bekenntniß habe, weil man es dann nicht zu revidiren brauche. Ein Bekenntniß sei ein Klog am Bein der Kirche und jedes einzelnen Christen. Diesem Urtheil liegt die Ansicht zu Grunde, daß es überhaupt keine gewisse, allein und ewig wahre Lehre gebe. Nicht viel besser

steht der "Churchman", der in seiner Nummer vom 31. Mai sagt, daß ein Bekenntniß sich beschränken müsse auf die Thatsachen des Glaubens. Lehren seien menschliche Erklärungen, Theorien und Meinungen und gehörten nicht in das Bekenntniß. Es sei sectirerisch, wenn man seine eigenen Schlüsse den primären Thatsachen des Glaubens zur Seite stelle. Hiermit hätte der "Churchman" ganz recht, wenn es in der Kirche keine göttlichen, von Gott inspirirten Lehren gäbe. Thatsache ist aber, daß Gott beides dem Glauben vorlegt, die Thatsachen des Heils und ihre Deutung in den Lehren. Beides zu bekennen ist daher auch Pflicht der Kirche. In derselben Nummer stellt der "Churchman" die unsinnige Behauptung auf, daß es unendlich viele verschiedene und doch berechnigte Bekenntnisse derselben Wahrheit gebe. Er schreibt: „Ein Bekenntniß kann höchstens die Wahrheit andeuten. Gott ist unendlich. Er kann nicht in Worte eingeschnürt werden. „Dr. Bushnell, glaubst du das Westminster-Bekenntniß?“ — so fragte ihn ein Freund. „O ja!“ jagte Bushnell. „Und glaubst du die 39 Artikel?“ „Gewiß“, antwortete Bushnell. „Und die Augsburgerische Confession?“ „Ja“, antwortete Bushnell, „und die Kanones der Synode zu Dortrecht und sämmtliche andere Bekenntnisse. Ich glaube sie alle und noch viel mehr dazu.“ So ist es richtig. Er nahm sie alle an, nicht als definitive Bestimmungen der unendlichen und ewigen Wahrheit, sondern als lauter nützliche Versuche, den Menschen verschiedene Aspekte von ihrer unendlichen Weite und Schönheit anzudeuten.“ — Diesen unsinnigen Träumen liegt der Gedanke zu Grunde, daß wir in der Schrift nicht Gottes unfehlbares Wort, sondern menschliche Ansichten vor uns haben.

F. B.

Athletische Spiele und Religionscongreß. Im Jahre 1904 soll in Verbindung mit den olympischen Spielen in Chicago auch ein Religionscongreß abgehalten werden "in the same broad lines as the games themselves". Die Länder, von welchen Athleten kommen, sollen aufgefordert werden, auch Repräsentanten der Religionen ihres Landes mitzusenden. Diese Verbindung von Athleten und Religionsvertretern sei durchaus passend, denn die athletischen Künste seien von Alters her aufs engste mit der Religion verwachsen gewesen. Die Enthalttsamkeit der Athleten sei verwandt mit der religiösen Selbstbeherrschung. Religion, verbunden mit der Athletik, seien die Mittel, vollkommene Menschen zu produciren. — So benutzt der Teufel das Interesse für die olympischen Spiele, um den heidnischen Götzen und Religionen neues Leben einzuhauchen.

F. B.

Der Unglaube in öffentlichen Schulen. Im "Independent" vom 19. Juni weist H. G. Smith, presbyterianischer Professor der systematischen Theologie im Lane Seminary, nach, daß in den öffentlichen Schulen, Colleges und Universitäten unseres Landes die Evolutionstheorie herrsche und insonderheit gelehrt werde, daß der Mensch vom Affen abstamme. Als Beweis für seine Behauptung weist Professor Smith unter andern auf folgende Thatsachen hin. In Redway and Winman's "National Advanced Geography" werde Seite 34 gelehrt, daß vor vielen Tausenden von Jahren alle Menschen unwissender gewesen seien als die jetzigen Wilden, daß sie in Höhlen gelebt, keine Kleider getragen und nur Früchte, Nüsse und Insecten gegessen hätten 2c. Diese Geographie werde gebraucht in den öffentlichen Schulen in New York, Boston, Buffalo, Pittsburg, Cleveland, Columbus, Cincinnati, Toledo, Louisville und vielen andern Städten, und 250,000 Exemplare würden jährlich von denselben verkauft. In Winman's "Eclectic Physical Geography" werde Seite 356 ebenfalls gelehrt, daß im Laufe zahlloser Jahrtausende der Mensch sich aus der Barbarei zur Civilisation entwickelt habe. Auch dies Buch werde in vielen Colleges und High Schools benutzt. In einem andern vielbenutzten Schulbuche, "Lessons in Physical Geography" by C. K. Dryer, finde sich Seite 383

folgende Stelle: "The history of the race has been one of slow progress from this lowest stage of savagery through barbarism to civilization. The evidence that man, like other animals, has descended from ancestors who were unlike himself is regarded by naturalists as conclusive." Weit verbreitet als Schulbuch sei auch Dana's "Revised Text-Book of Geology", in welchem gelehrt wird: "Progress, from Protozoan simplicity, through Fish and Amphibian and Reptile and Mammal, has culminated at last in Man himself." Dieselbe Lehre findet sich in Holder's "Elements of Zoology", in Scott's "Introduction to Geology", in Le Conte's "Compendium of Geology" und "Elements of Geology" und vielen andern weitverbreiteten Schulbüchern über Zoologie, Biologie, Geologie und Geschichte. — Thatsache ist, daß in den Staatsschulen, welche religionslos sein sollten, der Unglaube gelehrt wird. Damit müssen Eltern und Gemeinden rechnen, wenn sie ihre Kinder öffentlichen Schulen anvertrauen.

F. B.

Roosevelt und die Bibel. Kürzlich hat sich Präsident Roosevelt über die Bibel ausgesprochen. Mit der Bibel würden wir fast alle Principien der öffentlichen und privaten Moral verlieren; fast jeder große Mann in America, der etwas beigetragen habe zu der Summa menschlicher Errungenschaft, habe sein Leben auf die Lehren der Bibel gegründet; davon sei Lincoln ein glänzendes Beispiel; die Bibel erlaube dem Starken nicht zu thun, was er wolle, sondern fordere viel von dem, welchem viel gegeben sei; die Bibel lehre uns, nicht den Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, sondern dieselben zu überwinden; die Bibel lehre uns, die Welt besser zu machen, als sie sei; die Bibel habe einen guten Einfluß auf den ästhetischen Geschmack, die Literatur etc. — Die Hauptsache hat der Präsident in seinem Lob der Bibel vergessen. Wenn die Bibel uns nicht mehr böte als das Genannte, so könnten wir dieselbe allenfalls entbehren. Unentbehrlich ist die Bibel, weil sie allein dem armen Sünder sagt, wie er Vergebung seiner Sünden erlangen kann. Die Bibel rühmen und dieselbe leugnen, heißt sie im Grunde schmähen, just wie es Christum lästern heißt, wenn man zwar viel vom Idealmenschen, aber nichts vom Sohn Gottes zu sagen weiß.

F. B.

Religionslose Moral. Professor Goldwin Smith von Toronto schreibt: „Was auch immer schließlich unsere Ueberzeugung sein wird über ein Leben nach dem Tode, die Gesellschaft wird durch Gesetze und sociale Einflüsse und Regeln aufrecht erhalten, welche nothwendig sind zu ihrer eigenen Sicherheit und Bequemlichkeit. Vielleicht wird sie dieselben sogar viel rigoröser, ja, grausam aufrecht erhalten, wenn sie überzeugt ist, daß dieses Leben alles ist. Elternliebe, Gattenliebe und andere natürliche Affecte werden auch ihre Kraft bewahren.“ — Wahre Sittlichkeit ist nur da vorhanden, wo der Mensch voll Lobes und Dankes gegen Gott ist für das in Christo dargebotene Heil und seine Handlungen durch Christum auf Gott bezieht. Alle „Tugenden“, welchen diese Eigenart abgeht, sind splendida vitia. Wirkliche Tugenden gibt es daher nur, wo die wahre, die christliche Religion ist. Die Ansicht gewinnt aber beständig an Boden, daß Religion nicht Quelle, sondern nur ein Stimulus der Sittlichkeit sei. Ex professo wird sie vertreten und verbreitet von den „Ethischen Gesellschaften“ in America und Europa. An wirkliche Tugenden und wahrhaft sittliche Handlungen wird dabei freilich nicht gedacht. Man verwechselt Sittlichkeit und Cultur. Was Goldwin Smith sagen will, ist dies, daß auch ohne Religion ein gesittetes Handeln möglich sei im Unterschied vom Barbarenthum. Aber auch dies bleibt fraglich. Gewaltmaßregeln und Grausamkeiten von Seiten der Gesellschaft wären jedenfalls nicht das Mittel, den Verrothungs- und Verthierungsproceß aufzuhalten.

F. B.

Das Bajonet und das Evangelium. Der "Nashville American" sagte kürzlich: „Das Bajonet bahnt der Bibel den Weg. Das zeigt die Geschichte. Die Bibel macht geringe Fortschritte, wenn das Bajonet nicht den Pfad durch den Wald haut. Das Bajonet oder die Büchse ist der Pionier der Civilisation. Es öffnet den Weg, und die Civilisation und das Christenthum folgen. Sie gehen nie voraus. Dazu liefert die Geschichte unseres eigenen Landes eine Illustration. Das americanische Bajonet hat in den Philippinen den Weg geöffnet für die americanischen Bibeln, Schulbücher und Rechtsbücher.“ — Das klingt wie die Sprache Mohammeds. Vergewaltigung, Krieg und Blutvergießen haben zu allen Zeiten dem Evangelium mehr Hindernisse in den Weg gelegt, als christliche Liebe und Barmherzigkeit zu beseitigen vermochten. Freilich versteht Gott die wunderbare Kunst, aus dem, was Menschen böse planen (darum auch aus Vergewaltigung und Blutvergießen), etwas Gutes zu machen. Die Ehre, welche Gott gebührt, gibt der "Nashville American" dem Bajonet.

J. B.

Das Christenthum die einzig wahre Religion. Auf einer Conferenz von Methodistern in California erklärte ein Japanese: „Mein Haar ist schwarz, meine Augen sind schwarz, mein Herz aber ist weiß gemacht durch das Blut Jesu Christi. Ich war ein armer Heide, voll Unruhe und sündenkrank. Ich ging zu Shinto und schrie: „O, rette meine arme, sündenranke Seele!“ aber ich fand keine Hülfe. Ich ging zu Confucius und las seine Werke, aber meine Sündenkrankheit wurde nicht geheilt. Ich ging zu Buddha und harrete lange, aber er half mir nicht. Ich ging zu Jesu, und er heilte mich. Halleluja!“ — Die Sünde trennt den Menschen von Gott, so daß er trotz aller äußerlichen religiösen Uebungen doch in Wahrheit ohne Religion, ohne Gott in der Welt ist. Nur diejenige Religion ist daher eine wirkliche und wahre, welche den armen Sünder gewiß macht, daß Gott ihm gnädig und barmherzig ist trotz seiner Sünden. Das aber leistet von allen nur Eine, die christliche, welche von der Versöhnung im Blute Jesu predigt. Alle nichtchristlichen Religionen wollen den Sünder ohne Christum selig machen und sind daher im Grunde nicht Religionen, sondern Satansbetrug.

J. B.

Raibetät unserer Regierung Rom gegenüber. Gouverneur Taft verhandelt bekanntlich in Rom mit dem Papst über Ländereien, welche die Mönche auf den Philippinen in Besitz haben. In der Instruction, welche Taft von Washington mitgegeben ist, heißt es unter anderm: „Sie werden den andern Theil“ (den Papst und seine Vertreter) „mit den Grundprincipien unserer Regierung über eine stricte Trennung von Kirche und Staat bekannt machen und ferner damit, daß eine Abänderung dieses Grundprincips ganz außer Frage steht.“ Der Papst ist mit unseren „Grundprincipien“ über eine „stricte Trennung von Kirche und Staat“ nicht nur bekannt, sondern er hat diese „Grundprincipien“ im Rundschreiben Immortale Dei vom 1. November 1885 auch bereits als gottlos und fekerisch verworfen. Der gegenwärtige Papst wiederholt in jenem Rundschreiben die Worte Gregors XVI.: „Keine besseren Früchte für die Religion und die weltliche Obrigkeit können wir erwarten von den Bestrebungen derjenigen, welche die Kirche vom Staat getrennt und die wechselseitige Eintracht des Königthums mit dem Priesterthum abgebrochen wissen wollen.“ Er nennt dann noch die Befürworter der Trennung von Kirche und Staat „die Liebhaber der schamlosesten Freiheit“. Wenn Präsident Roosevelt, das Cabinet und Gouverneur Taft sich dem Gedanken hingeben, der Papst werde in America, auf den Philippinen oder sonstwo eine Trennung von Kirche und Staat anerkennen, so sind sie sehr im Irrthum. Aber zu einem Compromiß wird sich der große Heuchler in Rom vielleicht herbeilassen, namentlich wenn das einige Millionen in den großen Sack des Papstes bringen

sollte. Auch im Rundschreiben Immortale Dei sagt er bereits, Staatsobrigkeiten könnten es „zur Erlangung eines großen Gutes oder zur Verhütung eines großen Uebels“ eine Zeitlang „ertragen, daß verschiedene Culte im Staate bestehen“.

F. B.

Sittenlosigkeit der Priester und Mönche auf den Philippinen. In den Verhandlungen zwischen dem Vatican und der americanischen Regierung die spanischen Mönche und Priester auf den Philippinen betreffend hat der Papst sich alle Mühe gegeben, die anrühigen Priester weiß zu waschen. Durch seine wiederholte und in vielen Blättern verbreitete Behauptung, „daß die Anklagen gegen die spanischen Priester theils als falsch, theils als übertrieben und theils als ungenau erwiesen seien“, hat der Papst den Eindruck zu verwischen gesucht, welchen die Berichte aus den Philippinen in America hervorgerufen haben. Zur Steuer der Wahrheit citirt nun der „Independent“ in seiner Nummer vom 17. Juli Auszüge aus den Documenten der Philippinencommission, welche die zügellose Sittenlosigkeit der spanischen sowohl wie der einheimischen Priester dargethün. Die römischen Bischöfe und Ordensvorgesetzten, welche zu Worte kommen, geben offen die maßlose Unsittlichkeit der einheimischen Priester zu, behaupten aber, die spanischen Priester seien viel weniger sittenlos gewesen. Die Thatsache der Sittenlosigkeit römischer Priester wagen selbst die päpstlichen Würdenträger nicht zu leugnen. Ihr Bestreben geht nur dahin, die Schuld von den Schultern der spanischen auf die der einheimischen Priester zuwälzen. Diesem parteiischen Zeugniß der Bischöfe gegenüber betheuern viele angesehenen Laien in Manila, daß die spanischen Priester um kein Haar besser seien als die einheimischen, und daß ein Priester ohne Maitressen und Kinder zu den seltenen Ausnahmen gehöre.

F. B.

Im philippinischen Strafrecht lautet Artikel 226 also: „Eine Person, welche öffentlich Acte der Propaganda verrichtet, Predigen oder andere Ceremonien außer denjenigen der Staatsreligion, soll der Kerkerstrafe im geringsten Grade verfallen.“ — Natürlich ist dieser Artikel jetzt ein todter Buchstabe geworden. Ueberall predigen jetzt Protestanten (Episcopale, Methodistten, Baptisten etc.) den Philippinos und, wie es scheint, auch mit Erfolg. Vor vier Jahren hätte das nicht ohne Lebensgefahr geschehen können.

F. B.

II. Ausland.

Neue Wahrheiten in der Theologie. In Nürnberg hielten die Lutheraner in Bayern Anfangs Juni eine Pastoralconferenz ab. Lic. theol. Bachmann hielt einen Vortrag über das Thema: „Was kann die Kirche des schriftgemäßen Bekenntnisses von der modernen Theologie lernen?“ Der „N. C. L. K.“ zufolge wurde gezeigt, daß wir der Kirche der Gegenwart am besten dienen, wenn wir das alte Evangelium immer neu durcharbeiten und uns fähig zeigen, bei aller Treue gegen den überkommenen Besitz, neue Wahrheiten uns anzueignen, auch die Wahrheitsmomente der modernen Theologie. Theologische Wissenschaft und Kirche müssen in Wechselwirkung sich nahe bleiben. Dann vielleicht erfülle sich die Verheißung neu und ganz: „Er wird euch in alle Wahrheit leiten.“ Lebhafter Beifall folgte dem Vortrag. In der Debatte betheiligte sich auch Dr. Zahn aus Erlangen. Er wollte den Begriff „modern“ aus der Theologie ausgemerzt wissen. — Es liegt auf der Hand, daß auch diese Conferenz in den Fesseln der modernen Theologie liegt, aus denen sie nicht durch Streichung des Wortes „modern“, sondern allein durch Rückkehr zur Schrift befreit werden kann. Gerade darin besteht das Wesen der modernen Theologie, daß sie sich nicht zufrieden gibt mit den Lehren, welche Gott uns in seinem Worte vorgelegt hat, sondern durch eigenes „Theologisiren“ neue

Lehren entwickeln und die alten ummodelln will. In der Kirche aber gibt es zwar einen Fortschritt in der Erkenntniß, aber keine Entwicklung neuer Lehrsätze Seitens der Wissenschaft. Die Unterscheidung zwischen alten und neuen Wahrheiten in der Theologie ist falsch. Was in der Theologie „neu“ ist und sich nicht in der alten Bibel findet, das ist keine „neue Wahrheit“, sondern eine Lüge und, genau gesehen, in der Regel eine alte Lüge. — Dr. Zahn hat ganz recht, wenn er sich stößt an dem Ausdruck „moderne Theologie“, denn was er bezeichnet, ist zwar „modern“, aber keine „Theologie“. Wenn man daher statt „modern“ „Theologie“ streicht und dafür „Philosophie“ einsetzt, so ist für die zu bezeichnende Sache der rechte Ausdruck gewonnen: „moderne Philosophie“. F. B.

Katechismusfeinde — Bibelfeinde. Die „Ev. Kirchtg.“ schreibt gegen die „Christliche Welt“, welche kürzlich die Abschaffung des Katechismus und Unterricht unmittelbar aus der Bibel befürwortete, u. a. Folgendes: „Wer wirklich ehrlich zur Bibel, zur ganzen Bibel zurückgehen und andere zurückführen will, der braucht auch nicht das geringste Bedenken zu tragen, den Katechismus Luthers dem Jugendunterricht zu Grunde zu legen. Er enthält nur Lehren, die auf Gottes Wort beruhen, und er enthält alle Lehren daraus, die dem Einfältigen zu wissen nöthig sind. Eine größere Selbsttäuschung kann's kaum geben als die Meinung, der Katechismus trage eine Mitschuld an der weitverbreiteten Unkenntniß der Bibel. Nein, wer unterm einst so bibelfesten deutschen Volke die Bibel verleidet hat, das ist hauptsächlich der Rationalismus in jeder Façon. Der besprochene Artikel ist ein deutlicher Ausdruck der Unklarheit und der Verlegenheit, in welche die Anhänger der Ritsch'schen Theologie gerathen, sobald sie ihre Lehren in die Praxis umsetzen sollen. Weil Baden nach einander drei unbrauchbare Unionskatechismen gehabt hat, soll das Ende des Katechismus überhaupt gekommen sein! Der Jugendunterricht soll zur Bibel zurückkehren, und dabei wird einerseits die Bibel ihrer göttlichen Autorität entkleidet, und andererseits wird der alte Katechismus verworfen, der ganz auf der Bibel ruht! Die Kinder sollen im Gemeindebekenntniß unterwiesen werden, und dasselbe Gemeindebekenntniß wird für abgethan erklärt! Uns Lutheraner kann es ja mit Genugthuung erfüllen, daß man in Baden die Erfahrung gemacht hat, daß es mit einem Unionskatechismus nicht geht. Wir wollen das theure Kleinod unserer Kirche, Luthers Katechismus, um so höher halten. Zum Schluß noch ein Wort über das Auswendiglernen, gegen das der Verfasser jenes Artikels in der „Christlichen Welt“ ganz besonders eifert. Es gibt heutzutage doch wohl keinen Katecheten mehr in der evangelischen Kirche, der damit zufrieden wäre, wenn die Kinder den Katechismus nur auswendig gelernt haben.“ (Solche Katecheten hat es schwerlich je in der lutherischen Kirche gegeben. L. u. W.) „Aber es kann auch kein Katechet auf das Auswendiglernen verzichten. Das Auswendiggelernte ist das feste Gerippe der religiösen Erkenntniß. Bleibt das Kind, auch wenn es dem Jugendunterricht entwachsen ist, im Zusammenhang mit der Kirche, so wird sich dies Gerippe immer mehr mit Fleisch überkleiden, und der also entstandene Leib wird auch mit Geist erfüllt werden. Wir wüßten nicht, daß irgend ein religiös oder kirchlich bedeutender Mann geklagt hätte, daß ihm das Auswendiglernen des Katechismus in seiner geistlichen Entwicklung hinderlich gewesen wäre. Und wenn sich der junge Mensch eine Zeitlang von der Kirche fernhält, so wird ihm später das Auswendiggelernte ein Halt und ein Anknüpfungspunkt sein, wenn er wieder zur Kirche zurückkehrt.“ Der auswendig gelernte Katechismus und die auswendig gelernten Bibelsprüche sind ungefähr das Werthvollste, was das Kind aus der Schule mitnimmt. Der Polemik gegen das Auswendiglernen liegt in vielen Fällen der Wahn zu Grunde, daß die christliche Lehre im Menschen stecke und aus ihm durch pädagogische Künste entwickelt

werden könnte, während doch die christliche Lehre als etwas von Gott Gegebenes, Fertiges in den Geist aufgenommen werden muß.

F. B.

Ein königlich-sächsischer Professor. Das „Leipziger Missionsblatt“ berichtet: „Dem ersten Lehrer an unserem Missionsseminar, P. Hoffstätter, ist von Sr. Majestät dem Könige von Sachsen der Titel ‚Professor‘ verliehen worden.“

Persönliche Frömmigkeit und Studium der Theologie. In der „Ev. Kirchztg.“ lesen wir über die Unzulänglichkeiten des Studiums der Theologie auf deutschländischen Universitäten: „Ich scheue mich gar nicht, heutzutage, wo uns modernen Menschen so viel von dem, was bisher feststand, discutabel gemacht wird, auch die Frage zur Discussion zu stellen: Ist das Studium der Theologie wirklich principiell und unbedingt, zumal in der Form, wie es heute getrieben wird, die wirklich einzige und nothwendige Schule und Vorbildung für einen künftigen Verkündiger des Evangeliums? Es hat noch niemand behauptet, daß die Theologie ein Gnadenmittel sei, bei der Vorbildung der Pastoren scheint dies aber vorausgesetzt zu werden. Ist die Wissenschaft der Theologie wirklich im Stande, denen, die sich mit ihr beschäftigen, den Beweis des Geistes und der Kraft mitzutheilen? Selbstverständlich liegt es mir, einem Liebhaber der Theologie, fern, dieselbe irgendwie herabzusetzen. In der Theologie muß ein Doppeltes unterschieden werden, die Forschung und die Lehre. Forschung muß sein, freie Forschung, frei in dem Sinne, daß sie die Wahrheit sucht. Ist aber jeder wissenschaftliche Forscher ohne Weiteres als solcher schon geeignet zum Lehrer der Jugend? Muß er nicht vor allen Dingen eine christliche, fromme, gläubige, demüthige Persönlichkeit sein? Eine solche Persönlichkeit müßte — wenn ich hier das Ideal, das mir vorschwebt, skizziren darf — die Studenten um sich sammeln, wie ein Meister seine Jünger, und ihnen mittheilen, nicht zuerst Gelehrsamkeit und Wissen, sondern Kraft von ihrer Kraft, Leben von ihrem Leben, müßte sie kennen lehren das Volk und seine Noth, müßte diejenigen, die es nicht ernst meinten und nicht meinen wollten mit ihrem Beruf, durch ihre Kraft nöthigen, davon abzustehen. Ich bestreite nun gar nicht, daß es unter unsern theologischen Universitätslehrern eine ganze Reihe solcher Persönlichkeiten gegeben hat und noch gibt, aber sie werden durch den Betrieb der Wissenschaft gehindert, ihre Kraft auszuüben und wirken zu lassen. Denn in diesem Betriebe der Wissenschaft handelt es sich ja zunächst ums Wissen; man thut so, als ob das Wissen zum Glauben führe; es wird vom Glauben geredet, aber nicht dazu geführt; der Betrieb ist zu objectiv und unpersönlich; ja, die Studenten wollen oft gar keine persönliche Einwirkung. Ich erinnere mich, von dem heimgegangenen Tobias Beck gelesen zu haben, daß seine Vorlesungen deshalb viel weniger besucht seien, als sie es verdient hätten, weil er stets versucht hatte, ad hominem, das heißt, persönlich, zu reden. Das hätten die Studenten nicht vertragen. Ist das normal? Weiter, ist das normal, daß die Candidaten, die Christum verkündigen sollen im Beweis des Geistes und der Kraft, alles mögliche wissen (Bescheid wissen in der Pentateuchkritik)? Nur das haben sie nicht, was sie haben müßten, ein wenig Kraft, ein wenig Glauben, ein wenig wirkliche Liebe. Ist das normal, daß die Examinanden nach allen möglichen Dingen gefragt und geprüft werden, nur nicht — in der Regel wenigstens — nach dem, was am nöthigsten wäre: Wie stehst du persönlich zu deinem Gott, zu deinem Heilande? Wie denkst du über deinen Beruf? Und nun kommt der angehende Pastor ins Amt, er hat vielleicht nichts von dem, was er haben müßte, aber er glaubt, er hätte alles, er könne predigen, catechisiren, Protokolle schreiben, Sitzungen abhalten zc.; und wenn ihn Gott nicht zu einer Persönlichkeit führt, die ihm die Augen öffnet, so glaubt er sein Lebenlang, es sei so, wie es sein müßte, die Gemeinde glaubt es auch und die Kirche ebenfalls, aber er schafft nicht das Leben, das

er wecken sollte, weil er selber nichts hat; und es ist die Schuld der Kirche, sie hat ihn behandelt, als wäre er fertig, sie hat ihm nicht genug gegeben.“ Was der Schreiber will, aber unklar und mit Zweifelhaftem vermischt sagt, drücken die alten Theologen auf Grund der Schrift klar und sicher so aus: Theologia supponit fidem, oder: Theologia a fide distinguitur ut includens ab inclusio. Wer kein Befehrter, das heißt, an Christum gläubiger Mensch, ist, kann auch nicht im Sinne der heiligen Schrift Pastor sein. Ihm fehlt die Lehrtüchtigkeit, die *ἰκανότης ἐκ τοῦ θεοῦ*, 2 Cor. 3, 5. Natürlich muß auch der theologische Lehrer (Professor) ein befehrter Mensch sein, um recht in der Theologie unterweisen und auf die Studenten den rechten, heilsamen Einfluß ausüben zu können. Aber dieser Einfluß geht dann nicht von der „Persönlichkeit“ an sich aus, sondern von dem Worte Gottes, das die gläubige „Persönlichkeit“ recht zu lehren und anzuwenden weiß. Ein rechter Professor der Theologie will nie bloß „Wissen“ mittheilen, sondern weil er lediglich Gottes Wort lehrt und Gottes Wort in allen seinen Theilen praktisch ist (nach 2 Tim. 3, 16. 17.), so ist er auch, wenn er „Wissen“ mittheilt, immer zugleich eminent „praktisch“. Ein theologischer Lehrer, der bloß „Wissen“ vermittelt, ist ein Monstrum.

F. P.

Ueber die „Kenosis“-Lehre handelt ein ausführlicher dogmengeschichtlicher Artikel im neuesten, zehnten Bande der großen, von Dr. F. J. Herzog begründeten, jetzt in dritter Auflage von Dr. A. Hauck herausgegebenen „Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche“. Der Verfasser des Artikels ist Prof. Dr. Loofs in Halle, der als ein Anhänger der Ritsch'schen Schule und als einer der ersten Dogmenhistoriker der Jetztzeit gilt. Es ist nun nicht uninteressant, was Loofs über die Kenosis-Lehre, die Irrlehre, daß Christus im Stande seiner Erniedrigung die wesentlichen göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart abgelegt, freiwillig darauf verzichtet habe, sagt. Bekanntlich hat diese Irrlehre, die nicht nur die gottmenschliche Person Jesu Christi, sondern im Grunde die Gültigkeit des ganzen Erlösungswerkes antastet, im vorigen Jahrhundert unter den lutherischen Theologen sehr grassirt. Die namhaftesten „wissenschaftlichen“ Theologen der lutherischen Kirche Deutschlands — wir nennen nur Thomasius, Kahnis, v. Hofmann, Luthardt, Delitzsch, v. Bezold, Franke — waren Kenotiker.¹⁾ Aber hier fällt ein Vertreter der allmodernsten Theologie über diese Kenosis ein scharfes Urtheil. Wir heben aus dem 17 Seiten umfassenden Artikel einige Sätze heraus. Loofs bemerkt zu Anfang des Artikels, daß „zwar diese Kenosis-Lehre in der wissenschaftlichen Dogmatik jetzt im Aussterben begriffen ist; dennoch bedarf sie ausdrücklicherer geschichtlicher Beleuchtung, als sie im Rahmen des Artikels ‚Christologie, Kirchenlehre‘ gegeben werden konnte“. Solche Beleuchtung zu geben, bewegt ihn „der große Beifall, den diese Kenosis-Lehre einst fand und in Pfarrerkreisen noch heute genießt, ihr Verhältniß zu der älteren dogmengeschichtlichen Entwicklung und ihre eigene Unhaltbarkeit“. Thomasius, der Vater der Kenose, hatte nachzuweisen gesucht, daß Schrift und Kirchenlehre zur Lehre einer wirklichen Kenosis hindränge; im Gegensatz dazu weist nun Loofs mit vielen Ausführungen und Citaten nach, daß vielmehr die „kirchliche“ Theologie aller Zeiten diesen Gedanken abgelehnt habe: die alte Kirche, die lutherische Reformation 2c. Von Luther heißt es, daß es ihm „stets sehr fern gelegen“ habe, das Geheimniß der gottmenschlichen Person Jesu Christi „durch eine Kenosis-Lehre im Sinne von Thomasius“ zu erklären; er habe „einer Gegeße von Phil. 2, 6. ff.

1) Vgl. Baieri Compendium theologiae positivae, ed. Walther, III, p. 56 ss. — Stöckhardt, „Die moderne Kenose im Lichte der Schrift“. „Lehre und Wehre“, 34, S. 204 ff.

das Wort geredet, welche allen Kenosis-Gedanken Thomasiuscher Art den Schriftgrund entzieht". Die Väter der Kenosis-Lehre seien vielmehr nur die Ketzer und Schwärmer alter und neuer Zeit; wie Loofs sich ausdrückt: „Die Vorgänger der modernen Kenotiker sind, neben den von Hilarius und Cyrill angegriffenen Ungeannten und den Apollinaristen, Menno Simons und Zinzendorf, soweit er als Theologe Phantast war.“ Er kommt zu dem Schluß: „Die Kenosis-Lehre bringt nicht nur, was oft gesagt ist, ‚einen Riß in die Trinität‘: sie geht von trinitarischen Anschauungen aus, die dem Trithemus in einer Weise nahe kommen, die gänzlich unerträglich ist.“ „Alle Theorien, die wir armseligen Menschen von der ‚Menschwerdung Gottes‘ uns machen, sind vermessend; und die vermessenste von allen ist, weil sie das Innerste des menschwerdenden Logos glaubt beschreiben zu können, die moderne Kenosis-Lehre.“ So scheint wiederum ein modern-theologisches Menschenfündlein, das seiner Zeit als große Weisheit und hohe Theologie proclamirt worden ist, aufgegeben zu werden. Zur lutherischen Schriftlehre freilich will man nicht zurückkehren.

L. F.

„Jesus von Nazareth, von Karl Lessing, Theologen.“ So lautet der Titel eines Buches, das vor einiger Zeit in dritter vermehrter Auflage erschienen und unserm Verlags-hause zur Anzeige und zur Verbreitung in America zugesandt worden ist. Der Verfasser ist moderner Theolog vom reinsten Wasser, der sich ein Bild des Lebens und Wirkens Jesu ganz nach seinen Ideen zurechtmacht, wobei er gleichwohl die Schrift zu Grunde legen will. Natürlich nimmt er von ihr nur an, was ihm gerade paßt, und man müßte über die Unverschämtheit und Eingebildetheit des Verfassers lachen, wenn es sich nicht um eine solch heilige, ernste Sache handelte. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Unsere Zeit dürstet nach dem lebendigen Jesus. Die alte Kirchenlehre malt ihr Jesum vor als ein göttliches Wesen. Ein solches Wesen bleibt den Menschen unserer Zeit immer fremd, mögen auch die kirchlichen Theologen ihre Brillen aufsetzen und hochweise Vorträge darüber halten, wie dieses Wesen dennoch wahrer Mensch gewesen sei, wie es seine göttliche Heiligkeit und Allwissenheit ausgezogen habe und in einen Kindesleib eingegangen sei 2c., als ob man Heiligkeit und sittliche Vollkommenheit ausziehen und göttliche Allwissenheit wegstäumen könne. Da hört das Wunder auf, denn mit der Heiligkeit darf man nicht spielen wie mit einem Maskenanzug. Was habt ihr aus dem Herrn Jesus gemacht mit eurer naseweisen Phantasie! . . . Horch! Schon hören wir das Rauschen der Fittige des Geistes; Frühlingslüfte wehen, es sprossen junge Knospen; welte Blätter, die noch vom Herbst her zurückgeblieben, fallen ab. Machet die Herzen weit auf und hebet eure Häupter empor.“ (S. III.) Vor der Kritik dieses „Theologen“ bleibt nichts stehen vom Erlösungswerk, und seine Ausführungen sind oft nichts anderes als grobe Lasterungen. Er sagt, zum Beispiel: „Ganz falsch ist es, wenn man sagt, Jesus habe sein Sterben als Sühnopfer aufgefaßt, durch welches Gottes Zorn versöhnt worden wäre. (Vollends falsch, wenn, wie gegenwärtig, behauptet wird, er sei gestraft worden für Sünden von Menschen, die damals noch gar nicht geboren waren! Wie man auch solches Zeug schwören kann! Das wäre dem bequemen Fleischesmenschen natürlich ganz geschickt.) Ein solcher Irrthum mußte allerdings unter Judenchristen leicht entstehen. Denn obwohl im Buch des Alten Testaments an einigen Stellen, besonders Ps. 51, mit dieser Anschauung des vor Gott nothwendigen Sühnopfers gebrochen war, so hatten doch wenige die Kraft, sich zu solcher Freiheit zu erheben, da ihre Seele von Jugend auf erfüllt war von der hohen Bedeutung des alttestamentlichen Versöhnungscultus.“ (S. 93.) Und was doch so ein moderner Theolog alles weiß! Wir geben ein Beispiel und überlassen unsern Lesern, die genug von diesem „theologischen“ Product haben werden,

das Urtheil: „Sehr merkwürdig ist, was wir Marc. 6, 1. ff. lesen: „Woher kommt dem solches? Und was Weisheit ist es, die ihm gegeben ist, dazu solche Thaten, die durch seine Hände geschehen? Ist er nicht der Zimmermann, Josephs Sohn (Luc. 4, 22.), der Bruder des Jacobus und Josas und Judas und Simons? Sind nicht auch seine Schwestern alle bei uns?“ Diese Stelle zeigt, daß Jesus vor seinem Auftreten ein stiller Mensch gewesen war. In den Synagogen war es Sitte, daß jeder Israelit, der dreißig Jahre alt war, reden durfte bei der gottesdienstlichen Versammlung. Jesus aber hat, wie die Stelle deutlich zeigt, geschwiegen. Er schwieg und harrete seines Gottes. Wir suchen uns in jene Zeit zu versetzen, wir sehen Jesus auf dem Feld, wie er gerade den Acker pflügt mit seines Vaters Kindern, und hören ihn beten. Gebet Jesu: Mein Gott! Herr des Himmels und der Erde! Gott unserer Väter! Du bist mein, du bist mein Vater, ich fühle dich, ich ergreife deine Hand. Ich bin selig, wie die Wolke dort oben, welche im sonnigen Aether schwimmt. Froh und stark ist meine Seele in dir. Ich will dir dienen. Mein Herz soll dich mit allen seinen Fasern umklammern. O mein Vater! Wann kommt dein Reich? Siehe, jeden Sabbath beten wir darum. Meine Mutter schon hat mich beten gelehrt als Knaben: Dein Reich komme, erlöse Zion! Ja, Vater, laß es kommen, du Großer und Gütiger und Wunderbarer! Meines Volkes Seele schmachtet und ist traurig. Die Frommen gehen gebückt, mit Seufzen steigen die Greise ins Grab. Ich höre deine Stimme, mein Gott, ich harre und hoffe, ich führe meinen Pflug und ziehe die Furchen in mein Feld. Ich säe aus und hoffe, und mir ist, als ob Morgenluft wehe. Dein ist das Reich und die Herrlichkeit. Amen.“ (S. 3 f.) L. J.

Die Aachener Kaiserrede hat hüben wie drüben viel Aufsehen gemacht. Insonderheit von kirchlichen Blättern ist dieselbe viel bewundert worden. So preist z. B. der „Lutheran“ das deutsche Volk glücklich, weil es einen Kaiser habe, der also reden könne. Und doch verräth die Rede in Aachen große Unwissenheit. In derselben sagte z. B. der Kaiser: „So erwarte ich auch von Ihnen allen, daß Sie mir helfen werden, ob Geistliche oder Laien, die Religion im Volke aufrecht zu erhalten. Zusammen müssen wir arbeiten, um dem germanischen Stamm seine gesunde Kraft und seine sittliche Grundlage zu erhalten; das geht aber nur, wenn man ihm die Religion erhält, und das gilt in gleicher Weise für beide Confectionen. Um so größer ist heute meine Freude, den Herren der Kirche, die hier vertreten sind, eine Nachricht zu bringen, die Ihnen mittheilen zu können ich stolz bin. Hier steht General von Loe, ein treuer Diener seiner Könige. Er wurde von mir gesandt nach Rom zum Jubiläum des heiligen Vaters, und als er ihm meine Glückwünsche und meine Jubelgabe überbracht und ihm in einem intimen Gespräch Aufschluß gab, wie es aussieht in unsern deutschen Landen, hat ihm der heilige Vater geantwortet: er freue sich, ihm sagen zu können, daß er stets hoch gedacht habe von der Frömmigkeit der Deutschen, zumal des deutschen Heeres. Er könne ihm aber noch mehr sagen, und das solle er seinem Kaiser bestellen: das Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung und Disciplin herrsche, Respect vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört frei seinem Glauben leben könne, das sei das deutsche Reich, und das danke es dem deutschen Kaiser. Dies berechtigt mich zu dem Ausspruch, daß unsere beiden Confectionen neben einander das Eine große Ziel im Auge behalten müssen: die Gottesfurcht und Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Ob wir moderne Menschen sind und ob wir auf diesem oder jenem Gebiete wirken, ist einerlei. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, ist verloren. So will auch ich, da an diesem Tage und an diesem Orte es sich ziemt, nicht nur zu reden, sondern auch zu geloben, mein Gelöbniß hier-

mit aussprechen, daß ich das ganze Reich, das ganze Volk und mein Heer, durch diesen Commandostab vertreten, das Reich selbst und mein Haus unter das Kreuz stelle und unter den Schutz dessen, von dem der große Apostel Petrus gesagt hat: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden“, und der von sich selbst gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!“ — Wenn der Kaiser es für seine besondere Aufgabe hält, „die Religion im Volke aufrecht zu erhalten“, so hat das seinen Grund in den falschen Begriffen vom Zweck des Staats und der Kirche, die er mit der Muttermilch eingesogen hat. Und was der Kaiser sich vom „heiligen Vater“ und der römischen Religion für sein Land und Regiment verspricht, verräth, daß der Kaiser auch keine Ahnung hat vom eigentlichen Wesen und Zweck des Papstthums, nämlich, was Deutschland betrifft, die wahre Religion daselbst auszurotten und Kaiser Wilhelm zu seinem Vasallen zu machen. Wir fürchten, daß diese Verkennung des Papstes seinen letzten Grund hat in der unklaren Erkenntniß dessen, was eigentlich Christenthum ist. Darauf weist auch die Thatsache hin, daß Kaiser Wilhelm wiederholt den liberalen Harnack geehrt, seine „Verdienste“ öffentlich gerühmt und nun auch mit dem Orden pour le mérite belohnt hat. Dadurch hat der Kaiser nicht bloß alle Christen schwer betrübt und den Juden in Berlin ein Lachen zubereitet, sondern auch gezeigt, welch ein unwissender und verschwommener Theologe der „Summepiskopus“ der preussischen Landeskirche ist.

F. B.

Die neun preussischen Universitäten und die Akademie zu Münster werden im Sommerhalbjahr 1902 von insgesammt 17,880 Studirenden besucht. Obenan steht Berlin mit 5676; es folgen Bonn mit 2091, Breslau mit 1827, Halle mit 1727, Göttingen mit 1371, Marburg mit 1362, Kiel mit 1156, Königsberg mit 968, Münster mit 887, Greifswald mit 825 Studirenden. Von den vier Facultäten ist am stärksten die philosophische (7669); dann reihen sich an: die juristische mit 5053, die medicinische mit 2928 und die theologische mit 2230 Studirenden. Die Stärke der einzelnen Facultäten entspricht nicht durchweg der Gesamtfrequenz. Von den Theologen sind 1289 evangelisch, 941 katholisch. Unter den protestantischen Facultäten ist die am besuchtesten die zu Halle-Wittenberg 352; es folgen Berlin 274, Marburg 148, Greifswald 133, Göttingen 108, Königsberg 88, Bonn 71, Breslau 65, Kiel 50. Unter den katholisch-theologischen Facultäten zählen Münster 332, Breslau 327, Bonn 282.

Gegen Ende Mai ist ein Fatale des Sultans ergangen, das die staatliche Anerkennung sämmtlicher deutschen in der Türkei gelegenen geistlichen und weltlichen Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten ausspricht. Die staatliche Anerkennung schließt im Princip die Befreiung der anerkannten Anstalten von Zoll- und Grundsteuerabgaben ein. Gegenwärtig befinden sich in der Türkei 53 solcher Anstalten.

F. B.

Hönsbröck rechnet sich zu den Liberalen. Die „A. G. L. R.“ schreibt: „Der Erzesuit Graf Hönsbröck hat uns schon länger mit Bedenken erfüllt. Seine neuesten Auslassungen bestätigen sie mehr, als wir dachten. Der ‚Vorwärts‘ hatte einen Artikel über den zweiten Band seines antipäpstlichen Buches veröffentlicht, in welchem das Blatt dem Verfasser vorwarf, daß er das idealste Wesen der christlichen Sittenlehre im protestantischen Muthum entdeckt zu haben glaube. Hiergegen wendet sich Hönsbröck in folgendem Brief an den ‚Vorwärts‘: ‚Sehr geehrte Redaction! Soeben finde ich im ‚Vorwärts‘ vom 14. Mai eine Besprechung des zweiten Bandes meines Werkes über ‚Das Papstthum in seiner socialculturellen Wirksamkeit‘. Sie schreiben dort: ich hätte ‚das idealste Wesen der christlichen Sittlichkeit im pro-

testantischen Muckerthum entdeckt“. Da diese Worte absolut unrichtig und deshalb geeignet sind, im Leserkreise des „Vorwärts“ eine völlig falsche Auffassung meiner geistig-religiösen Richtung hervorzurufen, so bitte ich Sie, Ihren Satz dahin zu berichtigen, daß ich von jeher ein scharfer Gegner „des protestantischen Muckerthums“ wie des Muckerthums überhaupt gewesen bin und noch bin, ein ebenso scharfer Gegner dieser verderblichen Richtung, wie Sie es sind. Das „Leumundszeugniß“ über meine religiöse Stellung, das Ihnen auf Befragen z. B. die „Kreuzzeitung“, die ein Typus des gemeingefährlichen Muckerthums ist, aushändigen wird, wird Sie darüber aufklären, wie ich in den Kreisen „des protestantischen Muckerthums“ angeschlossen bin. Uebrigens geht aus allen meinen Schriften meine Gegnerschaft gegen diesen religiösen und socialen Krebschaden deutlich hervor. Ich bekenne mich zum Christenthum, aber nur zum Christenthum der freiesten Richtung, weil einzig und allein freies Christenthum wahres Christenthum ist. Bitte, theilen Sie das Ihren Lesern, an deren richtiger Schätzung mir sehr viel liegt, mit, da ich, um dies auch einmal in einem socialdemokratischen Blatte auszusprechen, wie ich es neulich in einer öffentlichen Versammlung in Leipzig ausgesprochen habe, in der Socialdemokratie durchaus nicht den schlimmen Feind, sondern in ihren meisten Forderungen eine berechtigte Bewegung erblicke, die zum Ziele hat die Gesundung unserer schreiend schlechten socialen Zustände.‘ Hierzu bemerkt der „Reichsbote“ No. 116: „Durch den Brief an den „Vorwärts“ hat unseres Erachtens Graf Hönssbröck auch das Fichttuch zwischen ihm und dem Evangelischen Bunde durchschnitten, und wir sind überzeugt, daß Graf Winzingerode in Folge dieses Briefes von der ihm geweihten Widmung des Buches wenig erbaut sein wird.“ Auch wir sind gespannt, was der „Bund“ thun wird.“

F. B.

Die römische Kirche verwirft Religionsfreiheit. Dies behauptete Dr. Stockmann in der Toleranzdebatte im Reichstag. Seine Aussage belegte er auch mit folgender Stelle aus der „Voce della Verità“ vom 2. October 1887: „Vor allem bemerken wir, daß die katholische Kirche, obwohl sie das Recht hat, die Freiheit der Culte zu verwerfen, wie sie dieselbe denn auch in thesi verwirft, dennoch diese Freiheit unter gewissen Voraussetzungen annimmt und von ihr Gebrauch macht. In der That, wo sie in Folge bedauerlicher Umstände nicht als alleinige Staatsreligion anerkannt ist, dort fordert sie für sich jene Freiheit, deren sich alle ConfeSSIONen erfreuen, indem sie sich verspricht, vermöge der Reinheit ihrer Glaubens- und Sittenlehre allmählich alle Irrthümer und Laster zu überwinden, in der Erwartung jenes Tages, an dem es sich bewahrheiten wird, daß die ganze Welt einen einzigen Schaftall unter einem Hirten bildet. In jenen Ländern aber, wo ihre Vorherrschaft gegründet ist, wo ihr das Blut ihrer Märtyrer und die Glaubenskämpfe die volle und rechtskräftige Existenz als friedliche Besitzerin verschafft haben, verwirft sie jegliche Cultusfreiheit, nicht bloß als einen Verstoß gegen die objective Wahrheit der Dinge, sondern auch als ein Attentat auf ihre erworbenen Rechte, auf ihre unbestrittene Suprematie.“ — Von katholischen Blättern in Deutschland und Italien wurde nun zuerst wieder schlankeweg geleugnet, daß sich in der genannten Zeitschrift die obigen Worte finden. Später aber wurden sie genöthigt, öffentlich zu bekennen, daß Dr. Stockmann recht habe. Zugleich schimpften die katholischen Blätter in Deutschland über die Herren der „Voce“ und ihre unglaubliche Rückständigkeit. Mit Recht erblickt hierin die „A. G. L. K.“ einen Aerger, wie ihn der Spieler zeigt, wenn seine Karten verrathen sind.

F. B.

Ueber die persönlichen Geschenke an den Pabst wird in „Lady's Realm“ mitgetheilt: „Der Werth der verschiedenen persönlichen Geschenke für Leo XIII. wird auf wenigstens 40,000,000 Mark geschätzt. Zu dem letzten Jubiläum erhielt er

28 Tiaren, 319 Kreuze, mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzt, 1200 goldene und silberne Kelche, 81 Ringe, von denen der Ring vom Sultan 400,000 Mark werth ist, 16 Hirtenstäbe aus Gold mit Edelsteinen, 7 goldene und silberne Statuen. Eine Amerikanerin hat Leo XIII. eine sehr werthvolle Schnupftabakdose mit einem Check von über 200,000 Mark als Beitrag zu dem jährlichen Peterspfennig geschenkt, bei dem der Pabst über 80 Millionen Mark erhalten hat. Das Geld liegt theils auf der Bank von England, theils auf anderen Banken des Continents.“ Dem armen Gefangenen im Vatican erblühen also immerhin noch manche irdische Freuden.

(E. R. Z.)

Baptisten in Deutschland und umliegenden Ländern. In Deutschland haben die Baptisten jetzt 168 Gemeinden mit 769 Missionsstationen. Außer 168 Predigern werden noch 41 Missionare und Colporteur und 431 Helfer beschäftigt. Die zum „Bund der Baptistengemeinden in Deutschland“ gehörenden Gemeinden berichten 29,660 Glieder. In der Schweiz befinden sich 8 Gemeinden mit 19 Stationen, 8 Predigern, 14 Mitarbeitern und 834 Gliedern. In Oesterreich-Ungarn sind 36 Gemeinden mit 323 Stationen, 18 Predigern, 373 Mit Helfern und 8549 Gliedern. Holland hat 14 Gemeinden mit 14 Stationen, 8 Predigern, 8 Helfern und 1857 Gliedern. In Rumänien sind 3 Gemeinden mit 19 Stationen und 317 getauften Gliedern und in Rußland 108 Gemeinden mit 22,244 Gliedern. F. B.

Die reformirte Kirche in Frankreich zerfällt — wie in den „Theologischen Blättern“ berichtet wird — in drei Lager: die Orthodoxen, Liberalen und Vermittler, die freilich auch schon mit einem Fuße im Lager der Liberalen stehen. Das Blatt der Mittelpartei, „*Le Nouvel*“, will nichts wissen von Verpflichtung auf Symbole. Die Inspirationslehre, behauptet sie, sei allgemein aufgegeben. Auch kämpft sie eifrig gegen „*Metaphysik*“ und versteht darunter, wie alle Ritschlianer, die Lehre von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit und den Wundern des Christenthums. Auf theologischem Gebiete ist gegenwärtig die Mittelpartei die herrschende, jedenfalls die lauteste. Es ist ihr gelungen, an Stelle des verstorbenen Aug. Sabatier den Ritschlianer Jean Monnier in die Pariser Facultät zu wählen. Der Führer der Orthodoxen, Prof. Doumergue, sagte in einem Artikel „*La Crise*“: „Damich heuer mein Lehrauftrag zum Studium der ersten christlichen Jahrhunderte zurückgeführt hat, kommt es mir manchmal vor, daß ich nicht recht weiß, ob ich im zweiten oder zwanzigsten Jahrhundert lebe, zur Zeit der Celsus und Marcion, oder der Renan, Ritschl und Harnack. Damals, wie heute, war die Frage der Ausöhnung die große Tagesfrage, damals, wie heute, gab es vier Parteien: eine Linke — das Heidenthum, ein linkes Centrum — der Neuplatonismus (eine heidnische Weltweisheit), ein rechtes Centrum — der Gnosticismus (eine häretische Richtung des zweiten Jahrhunderts, die das Christenthum zu einer Philosophie herabdrücken wollte und ein Versuch war, das alte, abgelebte Heidenthum zu erneuern und zu erfrischen), eine Rechte — das Christenthum. Der Gnosticismus war die theologische Ausöhnung zwischen dem Christenthum und den wissenschaftlichen Anschauungen der Zeit; er nahm die Worte Christus, Fall, Erlösung und Verband damit heidnische Ideen.“ Das sind treffliche Worte. Aber auch bei den Orthodoxen in der reformirten Kirche Frankreichs sieht es traurig aus, insonderheit in der Stellung zur Inspirationslehre. Vor fünfzig Jahren — sagte P. Jouanet auf einer Conferenz — habe noch Merle d' Aubigné die Verbalinspiration vertheidigt, und heutzutage mache ein Theologe, der noch an der wörtlichen Eingebung der Schrift festhalte, sich in den Augen selbst vieler Orthodoxen einfach lächerlich. Die Facultät in Paris ist eine „gemischte“. An derselben befindet sich ein Lehrstuhl für reformirte und ein anderer für lutherische Dogmatik. Im Mai dieses Jahres feierte diese An-

stalt ihr 25jähriges Jubiläum. Vor dem Kriege 1870 hatten nämlich die Lutheraner in Frankreich ihre Lehranstalt in Straßburg. Nach langen Kämpfen wurde ihnen endlich im Jahre 1878 die „gemischte“ Facultät in Paris bewilligt. F. B.

Papstthum und Vögenthum in Frankreich. In Frankreich haben nun schon lange die Anticlericalen das Heft in den Händen. Katholische Blätter bezeichnen die „Freimaurerei“ als die Signatur der Zeit und die große Gefahr für Frankreich. Wer nicht Freimaurer sei und offen gegen die Kirche Stellung nehme, könne weder auf Anstellung noch auf Beförderung rechnen. Der Premier M. Combes, früher Student eines katholischen Seminars und jetzt als Abtrünniger doppelt gehaßt, soll kürzlich erklärt haben: die Moral der Vöge müsse an die Stelle der Moral der Kirche gestellt werden. Die katholischen Blätter in Frankreich blicken trostlos und rathlos in die Zukunft. Aus 11,000,000 Stimmen soll die Kirche höchstens noch auf 1,100,000 rechnen können. Premier Combes hat nun auch Ernst gemacht mit dem neuen Vereins- und Schulgesetz. Am 15. Juli gab er bekannt, daß alle Schulen, welche unter das Vereinsgesetz fallen, bis zum 23. Juli geschlossen sein müßten, widrigenfalls würde die Polizei einschreiten. Die Folge ist, daß weit über tausend Klosterschulen mit mehr als 150,000 Schülern geschlossen worden sind. — In der Glaubens- und Sittenlehre vertreten Papstthum und Freimaurerthum dasselbe: das Heidenthum. Es bleibt sich daher vom christlichen Standpunkte aus so ziemlich gleich, ob Papstthum oder Vögenthum in Frankreich oben liegt. Diese scheinbar feindlichen Gegensätze sind im Grunde eine schlaue angelegte Zwischmühle des Satans. F. B.

Die katholische Kirche in Spanien. In Spanien erregt, wie ein „W. Bl.“ berichtet, seit einiger Zeit ein Priester Namens Pey Ordeix aus Barcelona mit seiner scharfen Kritik an der römischen Kirche Aufsehen. Es herrsche in der Kirche zu viel Politik und Ehrgeiz statt Liebe, Gerechtigkeit und Heiligkeit. Am entschiedensten wendet sich Ordeix gegen die Jesuiten. Nicht genug damit, daß sie Testamente erschleichen, Ehen zerstören, Familien ins Unglück bringen: die Jesuiten haben auch die Privatlehranstalten zu Grunde gerichtet, mit ihren Zeitungen die Presse an sich gerissen, mit ihren industriellen Unternehmungen Tausenden von Arbeitern ihr Brod genommen. Er erklärt: „Gestern waren sie Feinde des Königs und seiner Familie und reizten gegen diese die Karlisten auf; heute sind sie Freunde der bestehenden Familie und verfolgen den Karlismus auf den Tod. Gestern waren sie Gegner der Bischöfe und schürten in der Geistlichkeit den Aufruhr; heute sind sie Anhänger der Bischöfe und tyrannisiren die übrigen Geistlichen. Kurz, in dem politischen, religiösen und socialen Zerfetzungsproceß, den Spanien gegenwärtig durchzumachen hat, ist die Gesellschaft Jesu das Element, das am meisten zerfetzend und auflösend wirkt.“

Christen in Indien. Dem Censur von 1891 zufolge gibt es in Indien 2,923,348 Christen. Von diesen sind 2,664,358 Eingeborne. Römisch-katholisch sind 1,202,039, und 1,148,259 sind protestantisch. Zu orientalischen Kirchen gehören 573,050. Anglicaner sind 305,907, Baptisten 216,743, Lutheraner 153,768, Methodistten 68,451, Presbyterianer 42,799, Congregationalisten 37,313 und zur Heilsarmee gehören 18,847. Nach dem Censur von 1871 waren mehr als zwei Drittel aller Christen in Indien Katholiken. F. B.

Die Krankheit Edwards VII. ist verschieden beurtheilt worden. „Freeman's Journal and Catholic Register“ von New York sieht darin ein Gottesgericht über den König, der sich von den Gesetzen Englands zwingen lasse, den antipapistischen Eid zu leisten. Das genannte Blatt schreibt: „Die Lippen, welche im Krönungseide Flüsterungen ausstoßen wollten gegen das gebenedeite Sacrament, werden diese

Lästerungen niemals von sich geben.“ — Sectenprediger erklärten, daß die Krankheit ein Gottesgericht sei über den König wegen seines üppigen Lebenswandels. Andere meinten, es sei eine Strafe für die an den Buren verübten Ungerechtigkeiten. Daß es sich handle um eine ernste Mahnung an alle zur Buße und zur Abkehr von der Welt und ihrer Eitelkeit, wurde wenig beachtet. J. B.

Gambling mit dem Leben Eduards VII. Die schwere Erkrankung Eduards VII. kurz vor seiner Krönung ist in London vielen ein Anlaß geworden, ihrer Spielwuth die Zügel schießen zu lassen. Weltliche Blätter berichten, daß mehr als \$25,000,000 Versicherung auf das Leben des Königs gehalten wurde von Leuten in London, welche keinerlei finanzielles Interesse an dem Leben des Königs haben. Ungefähr dieselbe Summe war aufs Spiel gesetzt, als die Königin Victoria starb. Mit Recht wird dies von weltlichen Blättern verurtheilt nicht bloß als „gambling pure and simple“, sondern auch als ein Zeichen großer sittlicher Verkommenheit und tiefer Degeneration. In vielen Staaten der Union sind derartige Versicherungen von Personen, an welchen der Versicherte kein finanzielles Interesse nachweisen kann, verboten. J. B.

Civilisation und Cultur Egyptens zur Zeit Moses. Die höheren Kritiker huldigen der culturellen Evolutionstheorie. In Folge dessen behaupten sie, daß in den Tagen Abrahams und Moses barbarische Zustände geherrscht haben müssen und daß der Pentateuch unmöglich von Moses stammen und wirkliche Geschichte enthalten könne. Diesen Kritikern hat nun der berühmte Egyptologe und Archäologe, Professor Sayce von Oxford, wiederholt einen Strich durch die Rechnung gemacht und ihnen den Boden unter den Füßen weggenommen. Sayce weist eben archäologisch nach, daß die Cultur und Civilisation in Egypten zur Zeit Moses eine hochentwickelte war. Kürzlich sagte er in einer Vorlesung: „Und doch wurde eben dies hochcivilisirte Egypten von Menes mit seiner vorgeschrittenen Cultur und seinen literarischen Neigungen vor kaum ein halbes Duzend Jahren ganz zuverlässlich hingestellt als ein Land des Barbarismus und der Finsterniß. Das war das Kartenhaus, welches die Kritik errichtet hatte; etliche Schläge mit dem Spaten des Gräbers haben es zu Boden geschlagen. Die Methoden und Principien, die so gründlich ihren Zweck verfehlt haben in der Urgeschichte Egyptens, werden aber schwerlich zu Resultaten führen, wenn sie in der hebräischen Geschichte zur Anwendung kommen. Die Rechtfertigung der historischen Genauigkeit des Menes bedeutet zugleich die Rechtfertigung der historischen Genauigkeit der hebräischen Patriarchen.“ — Solche und ähnliche Zeugnisse und Thatfachen sind den Bibelkritikern zwar unangenehm, stört sie aber nicht in ihrem Kartenbau und dem Spiel ihrer Phantasie. J. B.

Ohne Gott in der Welt. Bismarck sagt in einem Briefe vom 3. Juli 1851 an seine Frau: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. . . . Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so, und leben.“ J. B.

Gehirnmasse und Geist stehen zu einander im geraden Verhältniß. Das ist ein Axiom des modernen Materialismus, welcher behauptet, daß die Seele keine Substanz, sondern nur eine Aeußerung und Function des Gehirns ist. Strauß, Feuerbach, Büchner, Vogt, Moleschotte und andere Ritter des Materialismus aus dem 19. Jahrhundert stellten die Sätze auf: Kein Geist ohne Gehirn. Ohne Phos-

phor kein Gedanke. Das Gehirn ist alleinige Ursache des Geistes. Wie die Leber Galle absondert, so das Gehirn Gedanken. Im ganzen Thierreich entspricht die geistige Entwicklung der Größe und Form des Gehirns. Der Affe steht geistig niedriger als der Mensch, weil seine Gehirnmasse geringer ist als die des Menschen. Aus demselben Grunde reicht das Weib geistig nicht an den Mann heran u. d. Wer diese Sätze vor etwa zwanzig Jahren bezweifelte, wurde von der „Wissenschaft“ als beschränkt und rückständig ignoriert. Heute wagt aber nicht einmal der verwegenste Häckel mehr, für diese Sätze des Materialismus einzutreten. Einen interessanten Beleg aus neuester Zeit für die Unhaltbarkeit des obigen materialistischen Axioms theilt die „N. C. L. R.“ aus dem neurologischen „Centralblatt“ mit, in welchem Dr. v. Walsem das größte Hirn, das bis jetzt constatirt worden ist, beschreibt. Bis dahin war das schwerste Hirn das eines Zeitungsaussträgers aus London, der ein halber Idiot war. Es wog 2480 Gramm. Simms hat es beschrieben. Dr. v. Walsem hat nun die Section eines epileptischen Idioten gemacht, der im Alter von 22 Jahren gestorben ist und dessen Gehirn 2850 Gramm gewogen hat. Das ist das größte bis jetzt beobachtete Hirngewicht. Also zwei Idioten müßten nach der Theorie des Materialismus an der geistigen Spitze der Menschheit stehen!

F. B.

Was jekt nicht alles unter der Flagge „Wissenschaft“ segelt! Hierzu berichtet ein Wechselblatt folgendes ergötzliche und lehrreiche Beispiel: In eine Kasirstube in Hamburg tritt ein junger Mann, der sich die Zeit des Wartens mit Betrachtung der Ausstattung vertreibt. „Wer hat wohl diese Eule da ausgestopft?“ fragt er und fährt fort: „Solch schlechte Arbeit habe ich wahrlich noch nie gesehen. Welch zusammengedrückter Hals! Der Kopf ist völlig mißrathen, und zudem kann eine Eule auf diese Art gar nicht sitzen. Der Vogel ist falsch vom Schnabel bis zum Schweif, und der ihn gemacht hat, hat von einer richtigen Eule keine blasse Idee. Das Glasauge ist geradezu miserabel, und ich kann Ihnen nur rathen, das Ding herabzunehmen.“ Da der Kritiker keine Einwendung fand, fuhr er fort: „Nach wissenschaftlichen Begriffen ist dies ein Puschwert erster Klasse, das gegen alle Naturgesetze verstößt. Ich habe mich mit dem Studium der Eulen und anderer Nachtvögel speciell beschäftigt und will mit verbundenen Augen eine Eule besser ausstopfen als diese da! Das Ding sieht eher einer alten Pelzmütze gleich als einer Eule. Ha ha ha!“ — Gerade in diesem Augenblicke rührte sich die Eule, stieg schwerfällig von ihrer Stange und betrachtete ihren Kritiker. Die Anwesenden erhoben nun ein schallendes Gelächter, und der Mann des Wissens konnte nichts Besseres thun, als schleunigst das Local zu verlassen. — Dies trifft auch die höheren Kritiker, die nach ihren vorgefaßten Meinungen die Bibel willkürlich zerpflücken.

F. B.

Sind Kirchhöfe gesundheitschädlich? Der Cultusminister hat, laut der „Köln. Zeitung“, das Gesuch zahlreicher Aerzte, Pestleichen durch Feuer zu vernichten, mit folgender Begründung abgelehnt: „Der Antrag der Ärztekammer geht von der Annahme aus, daß das Erdbegräbniß von Pestleichen mit größeren Gefahren für die Gesundheit der Allgemeinheit verbunden sei, als die Verbrennung solcher Leichen. Diese Annahme trifft jedoch nach dem übereinstimmenden Gutachten der erfahrensten Hygieniker nicht zu, da die Pestbakterien im Innern von Leichen in wenigen Tagen zu Grunde gehen. Eine Verbreitung dieser Seuche von Gräbern aus ist daher gänzlich ausgeschlossen.“ — Die Behauptung, daß Kirchhöfe gesundheitschädlich seien, stammt nicht aus der Erfahrung und der Wissenschaft, sondern, wie viele andere Behauptungen der Feinde des Christenthums, aus dem Unglauben und der Bidelseindschaft.

F. B.